This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

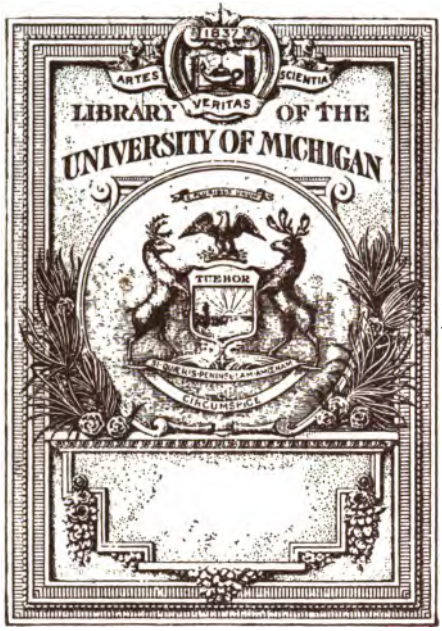
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.4
V.3-4
A 409214


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TIBHOR
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
ser. 4
v. 3-4

Das Papſttum.

Seine Idee und ihre Träger.

Von Profeſſor Dr.

Guſtav Krüger-Gießen.

1.–10. Tauſend.

Religionsgeſchichtliche Volksbücher für die deutſche chriſtliche Gegenwart. IV. Reihe, 3./4. Heft. Herausgegeben von Lic. theol. Friedrich Michael Schiele-Tübingen

Tübingen 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Inhalt.

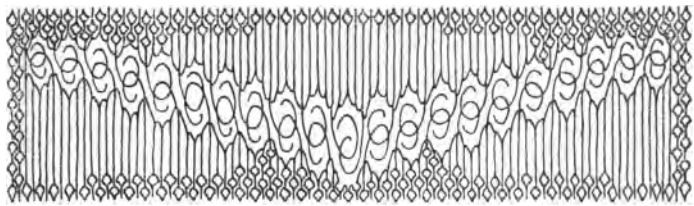
		Seite
1.	Einführung	3
2.	Die Anfänge	6
3.	Zwei große Päpste	15
4.	Der Pakt mit den Franken	24
5.	Stürmische Zeiten	32
6.	Gregor VII. und seine Nachfolger	44
7.	Auf dem Gipfel der Macht	57
8.	Die babylonische Gefangenschaft und der kirchliche Parlamentarismus	69
9.	Mäzenatentum	83
10.	Die deutsche Revolution	94
11.	Neue Truppen	106
12.	Niederlagen	118
13.	Der Neubau	130
14.	Die Zukunft im Licht der Gegenwart	149
	Literatur	160

Published April 27, 1907.

Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Ueberſetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.



1. Einführung.

In seiner berühmten Abhandlung über Rankes Geschichte der römischen Päpste schreibt der englische Historiker Macaulay:

„Nie hat es auf Erden ein Werk menschlicher Staatsklugheit gegeben, das so sehr studiert zu werden verdient wie die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche ist das Bindeglied zwischen den beiden großen Zeitaltern menschlicher Kultur. Keine andere Einrichtung hat Stand gehalten, die unsere Blicke zurücklenkt in die Zeiten, da Opfergeruch aufstieg vom Pantheon, da Giraffen und Tiger im flavischen Amphitheater vorgeführt wurden. Die stolzesten Königshäuser sind von gestern, wenn man sie mit den Päpsten vergleicht. Deren Liste reicht in ununterbrochener Reihenfolge zurück von dem Papst, der Napoleon krönte, bis zu dem, der Pippin die Krone aufsetzte, und weit in die Zeiten vor Pippin ragt die erhabene Dynastie, bis sie sich im Zwielicht der Legende verliert. Die Republik Venedig kommt ihr im Alter am nächsten; aber die Republik war jung, verglichen mit dem Papsttum, und Venedig ist vergangen, während das Papsttum besteht, nicht als Ruine, nicht als bloße Antike, sondern lebendig und in der Fülle seiner Kraft."

Als diese geflügelten Worte niedergeschrieben wurden, im Jahre 1840, war alle Welt erfüllt von dem außerordentlichen Machtzuwachs, den das Papsttum, das zur Zeit der Revolution und Napoleons dem Untergang geweiht schien, in den Jahren der Restauration erhalten hatte. Seitdem sind zwei Generationen dahingegangen. Das Jahr 1870 ist dazwischen getreten mit seinem Triumph

401667

und seiner Niederlage; Pius IX. hat den Edelstein der Unfehlbarkeit in die päpstliche Tiara eingefügt – zur selben Zeit, als ihm die italienische Einheitsbewegung die Krone raubte. Noch heute ist Rom eine Weltmacht, und der Nachfolger Petri scheut den Kampf nicht, sondern hofft selbst in den schwierigsten Lagen der Gegenwart auf den Sieg, den ihm die Gnade von oben bringen soll.

260 Päpste haben auf Petri Stuhl gesessen. Es kann unsere Absicht nicht sein, von den vielen zu erzählen, die nicht regiert haben. Das gerade ist ja das Große an der Geschichte, daß darin das menschlich Kleine verweht und aus zeitweiligem Niedergang immer wieder mächtige Persönlichkeiten sich ablösen, die die Idee zum Siege führen. Welches ist diese Idee und welcher Art waren ihre Träger? Das ist die Frage, die zu beantworten wir uns anschicken wollen.

Als Jesus in der Gegend von Cäsarea Philippi seine Jünger befragte: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?", da antwortete Petrus und sprach: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes". Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben: alles, was du binden wirst auf Erden, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du lösen wirst auf Erden, soll auch im Himmel los sein". So die von der Kirche heilig gesprochene Überlieferung beim Evangelisten Matthäus.

Der Streit über diese Worte wogt noch heute hin und her. Die Katholiken erkennen in ihnen die feste Grundlage, auf der sich das himmelanstrebende Gebäude ihrer Papstkirche erhebt. Der bibelgläubige Protestantismus will davon nichts wissen. Wohl läßt er die Verheißung an Petrus gelten, der auch ihm ehrwürdig und heilig ist; aber er mag sie nicht ausdehnen auf seine Nachfolger und will geistliche Gewalt nicht mit weltlicher vermischen. Die moderne Kritik endlich hat auch diese

Überlieferung wie so viele andere mit ihrem Fragezeichen versehen. Sie weist darauf hin, daß Jesu Worte an Petrus in den anderen Evangelien im gleichen Zusammenhang keine Parallele haben. Sie erinnert daran, daß in der Literatur der beiden ersten christlichen Jahrhunderte nichts wiederklingt von so gewichtiger Verheißung, ja daß die beglaubigte Geschichte der apostolischen und nachapostolischen Zeit zu ihr in seltsamem Widerspruch steht. Und sie findet in Jesu Worten und Handlungen nichts, was ihr eine solche Fürsorge für seine „Kirche" oder seine „Gemeinde", wie Luther wohlweislich übersetzte, verständlich machen würde. Wir brauchen den Streit nicht zu entscheiden, aber wir machen kein Hehl daraus, daß auch uns die Echtheit jener Jesus-Worte ausgeschlossen erscheint. Als rückwärts gewandter Prophet kann der Historiker nur sagen, daß sich kein besseres Motto finden läßt für die Geschichte des Papsttums als dieser Satz vom Felsen, der in goldenen Buchstaben in der Kuppel des Petersdomes prangt, ein leuchtendes Symbol römisch-kirchlicher Macht und Herrlichkeit.

Und die Person des Petrus, welche Bedeutung hat sie für diese Geschichte? Nach der altkirchlichen Überlieferung, die der Kirchenvater Hieronymus zu Ende des 4. Jahrhunderts am vollständigsten zusammengefaßt hat, kam Petrus, nachdem er zu Antiochien Bischof gewesen war und den Gläubigen aus der Beschneidung in Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien das Evangelium gepredigt hatte, im zweiten Jahre des Kaisers Klaudius (d. i. 42) nach Rom und saß dort 25 Jahre auf dem Bischofstuhl, um endlich im letzten Jahre des Kaisers Nero (also 67 nicht 64) den Märtyrertod am Kreuze zu sterben, das Haupt nach unten, die Füße nach oben. An dieser Überlieferung ist fast alles Legende, vor allem Petri Silberhochzeit, um einen viel gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, mit der römischen Kathedra. Es läßt sich nicht einmal aus unbezweifelten Zeugnissen streng beweisen, daß Petrus überhaupt in Rom gewesen ist. Jedenfalls aber hat er auf den Gang der Geschichte keinen nachweisbaren Einfluß geübt. Und doch muß der Historiker auch hier bekennen, daß nichts diese Geschichte wür-

diger eröffnen könnte als die Figur des mit der Glorie geschmückten Apostelfürsten. Mit seinem machtvollen Wort holt er, wie die Legende erzählt, seinen Erzfeind, den himmelstürmenden Zauberer Simon, angesichts des ganzen Rom herab auf die Erde, daß er zerschmettert. Und in seiner Demut weiß er sich doch unwürdig, in derselben Art gekreuzigt zu werden wie sein Herr und Meister.

Nach einer im Schlußkapitel des Johannesevangeliums aufbewahrten Erzählung hat der Auferstandene zu Petrus gesagt: „Weide meine Lämmer!“ und nachdrücklich hat ers zweimal wiederholt: „Weide meine Schafe!“ Auch das ist Legende. Aber wenn je eine Legende Wahrheit enthielt, so sind es diese Worte. Sie erschließen den tiefsten Sinn der Papstgeschichte. Ein jeder Papst, der es ernst nahm mit seinem Amt, hat es als das ihm von Gott und seinem Gesalbten in der Nachfolge des Petrus verliehene Hirtenamt über die Herde der Gläubigen aufgefaßt.

2. Die Anfänge.

In den Zeiten der Kaiser Klaudius (41 – 54) und Nero (54 – 68) hat sich in Rom eine Christengemeinde gebildet. Wir kennen ihren Gründer nicht, aber schwerlich hat eine einzelne Persönlichkeit dabei die Rolle gespielt, welche die Legende dem Petrus zuweist. Juden und Judengenossen mögen die Mehrheit gewesen sein, bis der Zuwachs aus den Heiden sie zurückdrängte und allmählich verschwinden ließ. Die Gemeinde gewann sehr bald ein über die Grenzsteine Roms hinausgehendes Ansehen. Schon frühzeitig schauten die Christen im Reich zu ihr als einer Führerin und Beraterin auf. Der Brief, den der schriftkundige Klemens, der in der amtlichen Zählung der Päpste als dritter Nachfolger des Petrus gilt, gegen Ende des ersten Jahrhunderts im Auftrag der römischen an die von Streitigkeiten durchwühlte Gemeinde in Korinth richtete, legt beredtes Zeugnis ab für die besonnene, alle Verhältnisse klug abwägende Art, in der die Römer ihren Rat zu erteilen, aber auch für die Sicherheit, mit der sie ihre Autorität geltend zu machen wußten. Bald

darauf preist der antiochenische Bischof Ignatius, dem das Martyrium in Rom winkt, in einem dorthin gerichteten Schreiben die Gemeinde in den höchsten Tönen, und wieder einige Jahrzehnte später lesen wir bei Bischof Dionysius von Korinth:

„Von Anfang an seid ihr gewohnt gewesen, allen Brüdern mannigfache Wohltaten zu erweisen. Vielen Gemeinden in mancherlei Städten habt ihr Unterstützungen zukommen lassen und auf diese Weise bald die Armut der Dürftigen erleichtert, bald den Brüdern in den Bergwerken den nötigen Unterhalt verschafft. Durch solche Gaben bleibt ihr als Römer der von den Vätern ererbten Sitte treu. So hat auch euer würdiger Bischof Soter diesen Brauch nicht nur beibehalten, sondern in steigendem Maße ausgeübt, indem er nicht nur die für die Heiligen (das sind hier: die Gemeindeglieder) bestimmten Gaben reichlich spendet, sondern auch die von fernher kommenden Brüder, wie ein liebevoller Vater seine Kinder, mit gottseligen Worten ermuntert."

Der in diesem Schreiben genannte, um 170 amtierende Bischof Soter ist sicher schon alleiniger Vorsteher der Gemeinde gewesen. Die katholische Tradition aber behauptet, daß von Anfang an jeweils ein Bischof als Nachfolger des Apostelfürsten die römische Kirche geleitet habe: Linus, Kletus, Klemens, Evaristus, Alexander, Sixtus, Telesphorus, Hyginus, Pius und Anicet lauten die Namen derer, die vor Soter als „Päpste" gezählt werden. Aber kein einwandfreies Zeugnis stützt diese Tradition. Die kleinen Hausgemeinden, die sich in den verschiedenen Stadtvierteln der Riesenstadt bei dem oder jenem ehrsamen Handwerksmeister zu Lobgesang und Gebet, zum Hören des göttlichen Wortes und zum Brechen des Brotes zusammengefunden haben, waren anfangs nicht so unter einander verbunden, daß man von einer einheitlichen Leitung reden könnte. Freilich liegt es in der Natur menschlicher Verhältnisse begründet, daß auch in zerstreuten Kreisen bestimmte Persönlichkeiten infolge irgend welcher überragenden Eigenschaften führend hervortreten. Das wird z. B. bei jenem Klemens der Fall gewesen sein, dem als Freigelassenen des flavischen Kaiserhauses seine Bildung ein Übergewicht über seine Genossen verschafft haben mag. Aber in dem Briefe an die korinthische Gemeinde, der unter seinem Namen geht, redet nicht etwa der Bischof; der Name Klemens ist nirgends genannt, und nur indi-

rekte Schlüsse führen auf ihn als den Verfasser. Dennoch sind deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Bedürfnisse des Gottesdienstes und der Verwaltung, vor allem aber der Zwang der Abgrenzung von so mancher Konventikelgenossenschaft, die unter dem Deckmantel des Christentums heidnische oder jüdische Ketzereien pflegte, schon frühzeitig dahin drängten, daß sich die Einzelgemeinden unter einheitlicher Leitung zusammenschlossen. Mit idealistischer Überschwänglichkeit variiert Ignatius von Antiochien das Thema von dem Bischof als dem Statthalter Gottes, ohne den kirchliches Leben ein Unding ist. Erheblich realistischer wird schon vor ihm im Klemensbriefe dargelegt, wie die Apostel, nachdem sie ihre Aufträge von Jesus Christus, dem Sendling Gottes, erhalten hatten, in Dorf und Stadt die Botschaft vom Gottesreich verkündigten und überall die Erstlinge ihrer Missionsarbeit zu Bischöfen und Diakonen der zukünftigen Gläubigen einsetzten. Die Bischöfe als die „Nachfolger der Apostel" stellen eine Kette dar, die die Gegenwart mit der Urzeit in stetiger Verbindung erhält, und der römische Bischof als der Nachfolger Petri ist berufen, in dieser Traditionskette das vornehmste Glied zu bilden.

Inzwischen ist auch die Legende am Werk gewesen. Aus der Geschichte stand fest, daß Paulus, der sich auf den Kaiser berufen hatte, zu Rom in leichter Untersuchungshaft der Gemeinde gepredigt hatte. Wie er dorthin gekommen war, ist in der Apostelgeschichte einfach und zuverlässig erzählt. Um 170 aber wußte man es in Korinth nicht anders, und Bischof Dionysius bezeugt es, daß Paulus und Petrus die korinthische Gemeinde gegründet, daß beide den Grund auch zu der römischen Gemeinde gelegt und gemeinsam das Martyrium erlitten hatten. Der Bruderzwist zwischen Petrus und Paulus in Antiochien, den Paulus selbst im Galaterbrief so anschaulich geschildert hat, war also vergessen. Peter-Paul ist das Zeichen, in dem Rom siegen wird. Wenige Jahre nach Dionysius schreibt der Bischof Irenäus von Lyon, den die katholische Kirche als ältesten ihrer Väter ehrt, die berühmt gewordenen Worte:

„Da es zu weit führen würde, in unserem Zusammenhang

die (apostolische) Nachfolge aller Kirchen aufzuzählen, so verweise ich auf der größesten und ältesten, überall bekannten, von den glorreichen Aposteln Petrus und Paulus gegründeten und geordneten römischen Kirche apostolische Tradition und ihren in aller Welt gepriesenen Glauben (Röm. 1, 8), die durch die Folge der Bischöfe bis auf uns gekommen sind. . . . Mit dieser Kirche muß um ihrer besonderen Rangstellung willen jede Kirche, d. h. die Gläubigen an allen Orten, übereinstimmen."

Die Einzelerklärung dieser nur in lateinischer Übersetzung aus dem Griechischen aufbehaltenen Worte, die sich in gutem Deutsch kaum wiedergeben lassen, ist bis zum heutigen Tag umstritten. Sicher ist, daß die römische Gemeinde als die vornehmste aus einer größeren Anzahl bis in die christliche Urzeit zurückreichender Gemeinden herausgegriffen wird, um an ihrem Beispiel den Wert der ununterbrochenen kirchlichen Überlieferung gegenüber den Neuerungsbestrebungen häretischer Gemeinschaften zu illustrieren. Sicher ist auf der anderen Seite, daß man nicht berechtigt ist, aus den Worten des Irenäus die Behauptung eines rechtlichen Vorranges der römischen Gemeinde über die anderen kirchlichen Gemeinden herauszulesen.

Jedenfalls waren diese Gemeinden nicht gewillt, sich einen solchen Anspruch, wenn er etwa auftrat, gefallen zu lassen. Einen Beweis dafür liefert uns der sogenannte Passahstreit. Die christlichen Gemeinden an der Küste Kleinasiens, vorab die zu Ephesus und Smyrna, hatten von jeher ihre Selbständigkeit eifersüchtig gehütet. Auch sie beriefen sich auf apostolische Überlieferung. Zeigte man doch in Ephesus die Gräber des Johannes und des Philippus, und in Smyrna stand noch bis 156 an der Spitze der Gemeinde der ehrwürdige Polykarp, der sich zu den Apostelschülern zählen durfte. Zu den alten Gewohnheiten dieser Gemeinden gehörte es nun, daß man das Passahfest immer am Tag des alttestamentlichen Passahs, d. h. am 14. des jüdischen Monats Nisan, feierte, ohne Rücksicht auf den Wochentag, während es zu Rom und, wie es scheint, überall sonst, Sitte geworden war, die Feier an dem Herrntag (Sonntag) nach dem 14. Nisan abzuhalten, in Erinnerung daran, daß Christus an diesem Tage auferstanden war. Polykarp von Smyrna, schon

mit einem Fuß im Grabe, hatte die weite Reise nach Rom (154) nicht gescheut, um mit seinem Amtsbruder Anicet über diese Frage zu verhandeln. Hatte man sich nicht einigen können, so hatte man sich doch gegenseitig Duldung zugesagt. Ein Menschenalter später spitzten sich die Verhältnisse von neuem zu. Der tatkräftige und rücksichtslose Viktor von Rom (189–198), dessen Amtszeit in mehr als einer Beziehung von Bedeutung geworden ist, benutzte eine Spaltung unter den Asiaten, um sich einzumischen. Er drohte den Gemeinden, die an der alten Übung festzuhalten entschlossen blieben, mit dem Ausschluß aus der Gemeinschaft und führte diese Drohung aus. Dafür erfuhr er scharfen Tadel von vielen Bischöfen – aber der Erfolg war auf seiner Seite. Der römische Bischof beginnt Herrenrechte geltend zu machen.

Man könnte Viktor den ersten Papst nennen. Mit fast noch größerem Rechte gebührt aber diese Bezeichnung seinem zweiten Nachfolger Kallistus (Kalixt I., 217 bis 222). Nach zweifelhafter Vergangenheit — man sagte ihm unsaubere Bankgeschäfte nach – folgte der ehrgeizige Mann dem Bischof Zephyrin (199–217), dessen rechte Hand er gewesen war, im Amte. Die römische Gemeinde muß damals schon nach Tausenden gezählt haben, und es ist verständlich, daß die strengen Anforderungen altkirchlicher Disziplin, die die schweren Sünder aus der Gemeinde der Gläubigen ausschloß, allmählich Lockerungen erfuhren. Kallist tat einen wichtigen Schritt, indem er es grundsätzlich gestattete, daß auch die Vergehen gegen das sechste Gebot, ernste Buße vorausgesetzt, nicht dauernd von der Kirchengemeinschaft ausschließen sollten; und er gründete diese seine Willensmeinung auf seine Schlüsselgewalt, d. h. auf die den Aposteln, vornehmlich aber dem Petrus, vom Herrn verliehene richterliche Vollmacht. Er fand damit lebhaften Widerspruch. Ein Teil seiner Gemeinde stellte ihm in der Person des Presbyters Hippolyt einen Gegenbischof gegenüber, und der Karthager Tertullian übergoß in leidenschaftlicher Schmähschrift des Römers oberbischöfliche Ansprüche mit der Lauge seines Spottes. Es ist das erstemal, daß die Verheißung an Petrus in die kirchliche Debatte hineingezogen wird.

Der Episkopat Kallists fiel, auf das Verhältnis zum Staat gesehen, in eine Friedenszeit für die Gemeinden. Noch Kaiser Septimius Severus (um 200) hatte sie bedrängt und insbesondere ihren Missionstrieb zu unterbinden gesucht. Unter Karakalla, Elagabal und Alexander Severus konnten sie sich ungestört entwickeln. Das gilt vor allem auch von der römischen Gemeinde. Nach einer Angabe ihres Bischofs Kornelius amtierten an ihr um die Mitte des 3. Jahrhunderts 46 Presbyter, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen und 94 Kleriker der niederen Grade, und die Liste der der Gemeindewohltätigkeit Empfohlenen wies über 1500 Hilfsbedürftige auf. Zieht man in Rechnung, wie straff die priesterliche Organisation, aus mannigfachen Anzeichen zu schließen, schon um diese Zeit gewesen sein muß, so wird es verständlich, daß Kaiser Decius den Ausspruch getan haben soll, ein Gegenkaiser sei ihm weniger unangenehm als ein neuer römischer Bischof. Eben dieser Kaiser war es auch, der aus der Erwägung heraus, daß die christliche Hierarchie dem Staate gefährlich zu werden auf dem besten Wege sei, die erste allgemeine Christenverfolgung (seit 250) anordnete. Unter ihm und Kaiser Valerian haben die römischen Bischöfe Kornelius (im Sept. 253) und Sixtus II. (6. Aug. 258) die Bluttaufe empfangen.

Unsere Aufmerksamkeit nimmt in besonderem Maße Stephan I. (254–257) in Anspruch, weil er in Nachfolge Viktors und Kallists für die Idee des römischen Primates mit rücksichtsloser Energie in die Schranken getreten ist. Über eine Frage der kirchlichen Verwaltung, die das Gebiet der Lehre nahe berührte, war er mit seinen Amtsgenossen in Afrika und Asien in Meinungsverschiedenheiten geraten. Es handelte sich darum, ob ein zur Kirche übertretender Ketzer zu taufen sei, oder ob die Auflegung der Hände und die damit verbundene Mitteilung des heiligen Geistes genügen solle. Stephan vertrat die Ansicht, daß auch die von einem Ketzer in ordnungsmäßiger Form vollzogene Taufe als gültig anzuerkennen sei, heilkräftig werde sie freilich erst in der Kirche als der Gemeinschaft des heiligen Geistes. Seine Gegner waren der Meinung, daß eine solche Taufe nichts sei als eine

unheilige Abwaschung, die der Sünden Menge nicht tilge sondern mehre, somit als nicht vorhanden zu betrachten sei. Um seine Auffassung durchzudrücken, berief sich nun Stephan darauf, daß er als Inhaber der Kathedra Petri, des Apostelfürsten, den der Herr zuerst erwählt habe, über seinen Kollegen stehe, und leitete aus dieser Stellung das Recht ab, für Aufrechterhaltung der reinen Lehre in der Kirche maßgebend zu sorgen.

Wortführer der Gegenpartei war der Bischof Cyprian von Karthago. Er hatte schon einige Jahre zuvor Gelegenheit gehabt, in einer umfangreichen Abhandlung über „die Einheit der Kirche" seine Auffassung von der Stellung der Bischöfe darzulegen. Damals in vollem Einverständnis mit Kornelius von Rom. Eine bei der Wahl des Kornelius entstandene Kirchenspaltung, welche die Vorrechte des bischöflichen Amtes gefährdete, hatte die karthagische Gemeinde in Mitleidenschaft gezogen. Den Schismatikern gegenüber hatte Cyprian ausgeführt, daß die Einheit der Kirche in der Einheit des Episkopates ruhe: da alle Bischöfe Nachfolger der Apostel sind, der Herr aber die Verheißung an Petrus (Matth. 16, 18) nach seiner Auferstehung auf alle Apostel ausgedehnt hat (Joh. 20, 21), so folgt, daß sich in ihrer Vielheit die Einheit wiederspiegelt. Auf die Frage einzugehen, ob und wieweit dem römischen Bischof als Nachfolger des Petrus im engeren Sinne ein Vorrang vor den übrigen Bischöfen zustehe, hatte Cyprian damals keine Veranlassung. Aus seiner Korrespondenz mit Kornelius geht aber hervor, daß er in der römischen Gemeinde eben um ihres besonderen Verhältnisses zu Petrus willen „den Mutterschoß und die Wurzel der katholischen Kirche" erblickte.

Daß Cyprian aus diesem Ehrenvorrang des römischen Stuhles keine die Selbständigkeit der Bischöfe beeinträchtigenden Rechte ableitete, sondern sich jedem derartigen Anspruch des Römers kräftig widersetzte, zeigt eben sein Streit mit Stephan. Nachdrücklich weist er den Gegner zurück, der den Primat des Petrus gegenüber dem der anderen Apostel zu isolieren versucht hatte: habe doch nicht einmal Petrus selbst, als er mit Paulus über die

Frage der Beſchneidung ſtritt, Primatrechte in Anſpruch genommen. In der Verwaltung der Kirche habe ein jeder Biſchof freies Verfügungsrecht, jeder habe einen Teil der Herde von Gott zu weiden bekommen und ſei Gott allein Rechenſchaft ſchuldig. Er ſowohl wie der Biſchof Firmilian von Cäſarea, der ihm beiſprang, ergingen ſich in ſcharfen Ausdrücken über das unbrüderliche Benehmen des Römers, der ſich als Oberbiſchof aufſpiele und in törichter Arroganz ſich mit der Nachfolge des Petrus brüſte. Stephan dagegen ſchalt Cyprian einen Pſeudochriſten und Pſeudapoſtel, lehnte es ab, die Abgeſandten des Karthagers zu empfangen und ſchloß die afrikaniſchen Biſchöfe, als ſie ſich dauernd die römiſche Praxis anzuerkennen weigerten, aus der Kirchengemeinſchaft aus. Es iſt nicht abzuſehen, was aus dem Streit geworden wäre, hätte nicht die valerianiſche Chriſtenverfolgung, der Cyprian (14. Sept. 258) zum Opfer fiel, die Aufmerkſamkeit davon abgelenkt. Als typiſche Darſtellung des Gegenſatzes zwiſchen der ſpäteren ſogenannten papaliſtiſchen und epiſkopaliſtiſchen Theorie hat dieſe Epiſode bleibende Bedeutung behalten. Die Frage nach der Gültigkeit der Ketzertaufe wurde erſt zu Anfang des 4. Jahrhunderts unter ganz veränderten Verhältniſſen zu Gunſten der römiſchen Auffaſſung entſchieden.

Auch den im engeren Sinn dogmatiſchen Fragen haben die römiſchen Biſchöfe frühzeitig ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt. Zwar große Theologen ſind ſie nie geweſen, aber von Anfang an haben ſie ſich als die berufenen Hüter und Bewahrer der reinen Lehre gefühlt. Die beim Evangeliſten Lukas (22, 32) überlieferten Worte Jeſu zu Petrus: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre“, ſchloſſen nach ihrer Überzeugung die Gewähr ein, daß die „Gnadengabe“, das „Charisma“ der Wahrheit, das die Biſchöfe als Nachfolger der Apoſtel beſaßen, ihnen in beſonderer Weiſe verliehen ſei; und Biſchof Viktor machte von ſolchem Anſpruch bereits einen bedenklichen Gebrauch, indem er den Lederarbeiter Theodot wegen dogmatiſcher Sondermeinungen aus der römiſchen Gemeinde ausſchloß, d. h. ihn exkommunizierte.

Für die Anſprüche und das Anſehen des Römer-

auch in Glaubensfragen ist die Episode bedeutsam, die sich bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts abspielte und unter der Bezeichnung „Streit der Dionyse" bekannt geblieben ist. Bischof Dionysius von Alexandrien, ein Mann mit theologischen und philosophischen Interessen, hatte bei der näheren Bestimmung des metaphysischen Verhältnisses von Vater und Sohn in der Gottheit mißverständliche Ausdrücke gebraucht. Sein gleichnamiger Amtsbruder, Bischof Dionysius von Rom (261 – 272), erhielt hiervon Kenntnis und entschied – wir würden jetzt sagen ex cathedra, d. h. kraft seines Lehramtes –, daß man derartige Spitzfindigkeiten besser unerörtert lasse und sich darauf beschränken solle, mit den Worten des Bekenntnisses von Gott dem Vater, von Jesus Christus seinem Sohn und von dem heiligen Geist zu reden. Der Alexandriner fügte sich und erklärte, er sei mißverstanden worden. Ungefähr um dieselbe Zeit aber schlichtete der Kaiser Aurelian einen Streit zweier kirchlichen Parteien in Antiochien damit, daß er den Besitz des Kirchengebäudes denen zusprach, die mit den italienischen Bischöfen und im besonderen mit dem Bischof in Rom in der Lehre übereinstimmten.

Die Spärlichkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung läßt es nicht zu, das Bild, das wir uns von der Stellung des römischen Bischofs um das Jahr 300 machen können, farbenprächtig auszumalen. Aber man erhält doch den sicheren Eindruck, daß der Stimme des Römers im Konzert der Bischöfe einzigartige Bedeutung zukam. Es liegt in der Natur der Sache, daß das in erster Linie von den Einwirkungen im Abendlande gilt. Hier war ja kein einziger Bischofssitz, der mit dem römischen in bezug auf Alter und Reinheit der Tradition an Wettbewerb auch nur hätte denken können. Auch Cyprian von Karthago ist sich immer bewußt geblieben, daß Afrika sein Christentum von Rom erhalten hatte. Dennoch kann von einer rechtlichen Überordnung des römischen Bischofs auch nur über die abendländischen Bischöfe außerhalb Italiens nicht die Rede sein. Nur über die italienischen Bischöfe besaß er kirchliche Gewalt, die darin zum Ausdruck kam, daß ihm das Recht der

Weihe- und Strafgewalt über sie zugestanden war. Dieses Recht ist ihm auf dem ersten allgemeinen Konzil zu Nicäa 325 nicht etwa bestätigt worden, sondern es wird als vorhanden und selbstverständlich vorausgesetzt. Darüber hinaus hat aber auch diese Synode dem Römer nichts zugebilligt; und wenn in späterer Zeit der Kanon der Synode, in dem auch der Prärogative Roms gedacht wird, mit der Überschrift versehen wurde: Ecclesia romana semper habuit primatum, d. h. die römische Kirche hat immer den Primat besessen, so ist das nur die erste der mancherlei Fälschungen, die das stetige Anwachsen dieses Primates begleiten und stützen. Es wird noch harte Kämpfe kosten, ehe man das Ideal erreicht, das die Phantasie, oder war es kluge Berechnung, in die Vergangenheit zurückgelegt hat.

3. Zwei große Päpste.

Die Gründung von Konstantinopel im Jahre 330 und die dauernde Verlegung des Schwerpunktes des kaiserlichen Regimentes in den Osten des riesigen Reiches hat dem römischen Bischof große Vorteile gebracht. Freilich erwuchs ihm in dem Bischof der neuen Hauptstadt ein unbequemer Nebenbuhler, der es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als die kirchliche Herrschaft über den ganzen Osten unter Zurückdrängung der führenden Bischöfe von Alexandrien und Antiochien an sich zu reißen. Während aber der Konstantinopolitaner immer mehr zum Hofbischof wurde, der seinen Mantel nach dem Winde hängen mußte, wenn er sein Amt nicht gefährden wollte, konnte der Römer, von einigen, der Wolke gleich vorübergehenden Störungen abgesehen, ohne die Kontrolle der weltlichen Macht ungehindert seine Stellung ausbauen. Und als es nach Kaiser Theodosius' Tode zur endgültigen Trennung der beiden Reichshälften kam und wiederum ein Imperator in Italien sein Hoflager hatte, da war's ein Schattenkaiser, dem gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren dem Papste, wie man ihn nun mit Recht nennen kann, nicht mehr schwer fallen mochte.

Indessen hätte ihm das bestenfalls die Herrschaft über den Westen gebracht. Was er als Nachfolger Petri

in Anspruch nahm, war mehr: das „Weide meine Schafe“ galt ja für die ganze Christenheit. Und auch diesem Anspruch kamen die Verhältnisse entgegen. Kaum daß es den Bischöfen vergönnt war, von der Sonne kaiserlicher Huld beschienen, in freier Öffentlichkeit ihres Amtes zu walten, so entbrannten sie gegen einander in heftigem Glaubenszwist. Über dem arianischen Streit, d. h. den dogmatischen Kämpfen um die Wesensgleichheit des Sohnes mit seinem göttlichen Vater, drohte die Kirche auseinanderzufallen, an deren Einheit dem kaiserlichen Regimente alles gelegen war. Diese Einheit zu bewahren, setzten Konstantin und seine Nachfolger die weltliche Gewalt in Bewegung. Mancher glaubenseifrige Gottesmann mußte in die Verbannung wandern, weil er kaiserlichen Befehlen seine Überzeugung nicht opfern wollte, und die oft schlecht beratene Regierung befand sich lange Zeit in verletzendem Widerstreit mit den die christliche Wahrheit im Tiefsten erfassenden frommen Instinkten.

Auch auf dem römischen Bischof lastete vorübergehend die Hand des Kaisers: mehrere Jahre (355–358) mußte Liberius im fernen Thracien weilen, bis er dem Zwange nachgab und unterschrieb, was man ihm vorlegte. Das alles ist Episode. In die Tafeln der Geschichte eingegraben bleibt das Gesetz, mit dem Kaiser Theodosius nach mehr als einem halben Jahrhundert erbitterter Kämpfe den Glaubensstreit von Staats wegen beendigte, das Gesetz, mit dem später Justinian und seine Juristen ihr bürgerliches Gesetzbuch eröffneten und in dessen Eingang es heißt: „Alle Völker, über die wir ein mildes und gnädiges Regiment führen, sollen, so ist unser Wille, die Religion annehmen, die der göttliche Apostel Petrus den Römern überliefert hat“. Bischof Damasus von Rom und Bischof Petrus von Alexandrien werden als die maßgebenden Zeugen rechtgläubiger Lehre angeführt. Der Alexandriner hat bald dem Konstantinopolitaner weichen müssen; für den Römer ist die Bahn freigeblieben.

Es versteht sich, daß es, um solche Erfolge zu erzielen und auszunutzen, tatkräftiger Persönlichkeiten bedurfte. Zwar Silvester (314–335), wohl der bekannteste unter den römischen Bischöfen dieser Periode, ist nicht das

gewesen, wozu ihn die Legende gemacht hat: denn daß er Kaiser Konstantin getauft habe, ist nicht wahr, und die sogenannte „konstantinische Schenkung“ ist eine Fälschung des 8. Jahrhunderts, der Zeit, in der es galt, den Franken und den Byzantinern zu imponieren.

Eine viel bedeutsamere Rolle spielte Julius (341 – 352), der Freund und Beschützer des Athanasius. Ihm als dem Nachfolger des Petrus hat die Synode von Sardika das Recht zugesprochen, in Fällen, wo sich ein vor das Gericht seiner Mitbischöfe gezogener Bischof durch den Urteilsspruch benachteiligt glaubt, die Revisionsinstanz zu bilden, ein Recht, das freilich zunächst nur in beschränkten Grenzen zur Anerkennung gelangte.

Der Spanier Damasus (366 – 384), einer der wenigen Nicht-Römer, die in den ersten Jahrhunderten auf dem apostolischen Stuhl gesessen haben, ein leidenschaftlicher Mensch, der sich über Leichen den Weg zur Kathedra bahnte, besaß das Ohr des Kaisers so sehr, daß er an ihn das kühne Ansinnen richten konnte, der römische Bischof möge in eigener Sache nur der kaiserlichen Gerichtsbarkeit unterstehen. Er war auch der geistige Urheber der Bibelübersetzung des schriftgelehrten Hieronymus, die als Vulgata für die Kirche maßgebend geworden ist. Besondere Erwähnung verdient auch sein Nachfolger Siricius (384 bis 398), der in seinen Rundschreiben spanischen, afrikanischen und wohl auch gallischen Bischöfen gegenüber ganz die Miene des kirchlichen Gesetzgebers angenommen hat.

Dennoch haben sich die Päpste nur Schritt für Schritt, und oft genug in mühsamem Tempo, Raum schaffen können. In Italien hatten sie mit dem Ansehen der Bischöfe von Mailand, Ravenna und Aquileja zu rechnen, die zeitweilig den römischen Einfluß in Norditalien und an den Küsten des adriatischen Meeres lahm legten. In den Afrikanern war immer noch ein Stück von dem Selbstbewußtsein ihres großen Ahnherrn Cyprian lebendig; und im südlichen Gallien kostete es harte Kämpfe, bis es dem römischen Stuhl gelang, sich die Anerkennung zu sichern, deren Verweigerung man jetzt schon als Beleidigung empfand. Besonders Innocenz I. (402 – 417)

hat sich in diesen und ähnlichen Verwickelungen als zielbewußter Vertreter päpstlicher Politik erwiesen. Er ist der größte Vorläufer des ersten großen Papstes, Leos I. (440–461).

Im vatikanischen Palast hat Rafael die Szene dargestellt: dem Hunnenkönig, der Rom bedroht, zieht an der Spitze einer kaiserlichen Gesandtschaft Papst Leo entgegen, über ihm am Himmel die Apostelfürsten mit gezückten Schwertern. Die nüchterne Betrachtung kennt wohl noch andere Ursachen, die Attila veranlaßten, seinen Raubzug aufzugeben. Dem Volke aber galt Leo als Erretter von der Gottesgeißel – seit langen Jahrhunderten wieder einmal ein „Vater des Vaterlandes". Und das war er in Wirklichkeit. Was verschlug es, daß neben ihm ein Kaiser in Rom regierte? Valentinian III. war vom Papste völlig abhängig und hat diese Abhängigkeit durch folgenden Erlaß offenkundig dargetan:

„Nachdem durch das Verdienst des heiligen Petrus, der der erste ist im Kranz der Bischöfe, durch die Würde der Stadt Rom und durch den Beschluß der heiligen Synode (gemeint ist die nicäische, die freilich nichts dergleichen beschlossen hat) der Vorrang des apostolischen Stuhles festgestellt worden ist, wage Niemand fürderhin, das Ansehen dieses Stuhles mit dreistem Ansprüchen anzutasten: denn erst dann wird überall in der Kirche der Friede Bestand haben, wenn die Gesamtheit ihn als Herrn und Meister anerkennt. . . . Nicht soll es künftig gestattet sein, über kirchliche Dinge zu streiten und Anordnungen des Oberhauptes in Rom entgegenzutreten. . . . Was der apostolische Stuhl kraft seines Ansehens verfügen wird, soll für alle Gesetz sein, so zwar, daß, wenn ein Bischof sich dem Richterspruch des römischen Oberhauptes entzieht, er durch die Provinzial-Regierung gezwungen werde, dort zu erscheinen. So wird in jedem Betracht das beobachtet, was unsere erhabenen Vorfahren der römischen Kirche zugebilligt haben."

Dieser Erlaß war durch den Widerstand hervorgerufen worden, den der Papst bei dem Metropoliten des südgallischen Arles erfahren hatte; noch einmal hatte dieser versucht, seine Selbständigkeit gegenüber dem ultramontanen Regiment zu wahren. Der Kaiser, dem der Papst die Feder führt, hat in dem Schriftstück sogar den Satz passieren lassen, daß die päpstlichen Verfügungen in Gallien, durch die die Metropolitanbezirke neu geordnet wurden, der kaiserlichen Sanktion gar nicht bedurft hätten;

und Leo gab dem Arelaten deutlich zu verstehen, daß er es nur seiner Milde verdanke, wenn er überhaupt im Amte bleibe. Den Metropoliten von Thessalonich in Illyrien, übrigens einem Gebiete, in dem als einer zu Ostrom gehörigen Provinz der konstantinopolitanische Einfluß ihm sehr im Wege war, ließ der Papst wissen, er habe als sein Vikar wohl an den Pflichten seines Amtes, nicht aber auch an seiner Machtfülle teil.

Am liebsten hätte er diese Sprache auch gegenüber dem eigentlichen Orient geredet. Hier aber stieß sein Souveränetätsbestreben auf unüberwindliche Hindernisse. In den östlichen Kirchen war der unselige Zank über die Glaubensgeheimnisse inzwischen nicht zur Ruhe gekommen. Das feine Unterscheidungsbedürfnis der Theologen und Schriftgelehrten sog daraus ebenso seine Nahrung wie die weltlichen Bestrebungen der großen Bischöfe aus den Verketzerungen, mit denen sie sich einander das Leben sauer machten. Zu Chalcedon (451) versammelte der Kaiser das Konzil, auf dem die Entscheidung fallen sollte, und als Grundlage dieser Entscheidung diente ein Schreiben Leos an den Patriarchen von Konstantinopel, darin der Papst, ohne sich gar zu tief auf die theologischen Schwierigkeiten einzulassen, die Lehre von der innigen Verbindung der göttlichen und der menschlichen Natur in der einen Person Christi mit klaren Worten auseinandergesetzt hatte. Dem Bewußtsein, in der dogmatischen Frage triumphiert zu haben, wurde aber sofort ein Dämpfer aufgesetzt. Zum großen Schmerz des Papstes verewigte das Konzil mit feierlichem Beschlusse die schon vor einigen Menschenaltern auf einer konstantinopolitanischen Synode getroffene Bestimmung, daß zwar dem Stuhl der alten Roma wegen ihres Charakters als Kaiserstadt seine Vorrechte eingeräumt bleiben sollten, daß aber der Stuhl von Neu-Rom aus demselben Grunde die gleichen Vorrechte genießen und in der kirchlichen Rangordnung seinen Platz unmittelbar hinter dem altrömischen haben solle. Vergeblich machte Leo geltend, daß zwischen weltlicher und kirchlicher Ordnung ein Unterschied bestehe, und der höhere Rang einer Kirche lediglich durch ihren apostolischen Ursprung begründet werden könne. Es blieb dabei, wenig-

stens im Bewußtsein der Orientalen, die mit verschwindenden Ausnahmen dauernd jede Einmischung des Papstes in ihre Angelegenheiten ablehnten.

Und dennoch tat der Papst wohl daran, wenn er gegenüber allen irdischen Erwägungen seinen Primat über die Völker mit unerschütterlicher Sicherheit auf göttliche Verheißung stützte. In besonders eindringlicher Weise hat das Leo in der Predigt getan, die er einst am Tage der Apostelfürsten, dem 29. Juni, in seiner Kathedrale gehalten hat. Hier heißt es:

„Zwar hat die ganze Welt Anteil an allen heiligen Festen, und der eine fromme Glaube erheischt es, daß überall in gemeinsamer Freude das Andenken dessen gefeiert werde, was zur Rettung aller geschehen ist. Aber das heutige Fest muß in dieser unserer Stadt mit ganz besonderem Jubel gefeiert werden. Wo die ersten Apostel ihr Leben so ruhmreich geendet haben, dort muß auch besonders freudevoll der Tag ihres Martyriums gefeiert werden. Denn sie sind die Männer, durch welche dir, Rom, das Evangelium Christi aufgeleuchtet ist. Durch sie bist du der Wahrheit Schülerin geworden, die du vordem des Irrtums Meisterin gewesen warest. Sie sind deine heiligen Väter und wahren Hirten, die dich zur Eingliederung in das himmlische Reich viel besser und viel glücklicher gründeten als jene, durch deren Mühen die ersten Fundamente deiner Mauern gelegt wurden. Der dir den Namen gab, hat dich durch Brudermord geschändet. Die Apostel aber haben dich zu dem Ruhm erhoben, daß du um des Stuhles Petri willen geworden bist das heilige, das auserwählte Volk (vgl. 1. Petr. 2, 9), die priesterliche und die königliche Stadt, das Haupt des Erdkreises, daß du durch die göttliche Religion deine Herrschaft weiterhin ausbreitest als einst durch deine weltliche Macht. Denn obschon du, an Siegen reich, dein Herrscherrecht ausgedehnt hattest über Land und Meer, so hat kriegerisches Ringen dir doch weniger unterjocht als dir der christliche Glaube tributpflichtig gemacht hat."

Mit gutem Recht hat die bewundernde Nachwelt Leo den Großen geheißen, der in einer Zeit allgemeiner Zerrüttung Römerstolz und Christenglauben mit siegverheißendem Gottvertrauen auf seine Fahne schrieb.

Die Nachfolger übernahmen von dem großen Papst wohl die Ansprüche: hat doch schon Gelasius I. (492–496) das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt mit dem von Sonne und Mond verglichen; wie der Mond sein Licht erhält von der Sonne, so empfängt das weltliche Fürstentum allen Glanz vom Papsttum. Aber es mangelte

die Kraft, solchen Ansprüchen mit der Tat Nachdruck zu verleihen. Wir werden in der Geschichte des römischen Stuhles nicht selten solchem Erlahmen begegnen; wir werden aber auch die Beobachtung machen können, daß damit in der Regel eine Verschiebung der allgemeinen Verhältnisse verbunden ist. Das Jahrhundert nach Leo bedeutet die Glanzzeit des oströmischen Kaisertums, das in der durch manche Schatten getrübten, immerhin die Zeitgenossen um Haupteslänge überragenden Gestalt des mächtigen Justinian (527–565) seinen Gipfel erreicht. Im Westen aber herrschen die Barbaren, jugendfrische Gesellen, die den Organismus der alten Welt zerschlagen, noch ohne die Besonnenheit und Erfahrung, um auf den Trümmern neues zu errichten; selbst dem großen Ostgoten Theoderich gelingt es nicht, Bleibendes zu schaffen. Die Päpste haben den völlig veränderten Zeiten gegenüber nur langsam die Richtung gefunden. Ostrom ist ihrer Herr geworden. Den Tiefstand päpstlichen Ansehens bezeichnet die Zeit des jämmerlichen Vigilius (537–555), dem Theodora, die Kurtisane auf dem Kaiserthron, das Amt verschafft hatte, und den seine Unterwürfigkeit gegen Byzanz das so schwer errungene Vertrauen der westlichen Kirchen kostete. Bei der offenkundigen Schwäche des päpstlichen Regiments mutet es seltsam an, wenn man liest, daß Papst Felix II. (483) seinem Rivalen in Konstantinopel, bevor er ihn exkommuniziert und ein 35 Jahre dauerndes Schisma zwischen den beiden Kirchen eröffnet, die Worte Jesu vorhält (Matth. 12, 30; Luk. 11, 23): „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet".

Aber die bösen Zeiten vergehen. Die Aufmerksamkeit der Byzantiner wird durch die Umwälzungen, die zuerst die Perser, dann die Araber im Osten hervorrufen, völlig in Anspruch genommen. Die germanischen Wildlinge im Westen beginnen sich der Sitte zu fügen, und mehr und mehr erscheint ihnen die Kirche als die die Geschicke der Völker mit dem göttlichen Segen begleitende Macht, vor der sie das Knie beugen. An der Spitze aber dieser Kirche – das wußten diese Völker nicht anders – stand der Papst in Rom, der in sich alles zu verkörpern schien

was die alte Welt der neuen an Verehrungswürdigem hinterlassen hatte. Und daß sie nicht umsonst nach Rom schauten, das bewies die Erscheinung Gregors des Großen (590 – 604).

Von den Historikern wird die Berechtigung, dem Namen Gregors den Beinamen des Großen hinzuzufügen, nicht selten bestritten oder gar geleugnet. So ungerecht das ist, so ist es doch verständlich, wenn man zögert, Gregor das zuzubilligen, was man Leo allgemein und neidlos zuerkennt. Eine Imperatorennatur wie sein großer Vorgänger ist Gregor nicht gewesen. Man kann sich kaum vorstellen, daß Leo sich den Titel beigelegt hätte, den Gregor mit stolzer Demut nicht bloß zur Schau trug, den Titel „Knecht der Knechte Gottes", den nachmals alle Päpste führten, auch wenn sie von seines Schöpfers frommer Art keinen Hauch verspürt hatten. Den Großen darf man Gregor lediglich wegen seiner Bedeutung für die Kirche nennen, die ihn seit alters neben Ambrosius, Hieronymus und Augustin als einen ihrer vier großen Lehrer feiert.

Aus der Gens Anicia stammend, römischem Uradel also, dem schon in den Zeiten der Republik der Staat hohe bürgerliche Beamte und erfolgreiche Heerführer verdankte, hatte Gregor es in seiner weltlichen Laufbahn bis zu der hochangesehenen Stellung des römischen Stadtpräfekten gebracht, als er plötzlich die Welt verließ und unter die Mönche ging, die es, seit Benedikt von Nursia in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts das zerfahrene und zerfallene Klosterleben organisiert hatte, in und um Rom in großer Zahl gab. Etwa anderthalb Jahrzehnte verbrachte er in Werken der Frömmigkeit, bis ihn der Papst wider seinen Willen zwang, seine Dienste von neuem dem öffentlichen Leben, nunmehr der Kirche, zu widmen. Eine Zeitlang bekleidete er das schwierige und verantwortungsvolle Amt des päpstlichen Vertreters in Konstantinopel. Nach dem Tode Pelagius' II. erhob ihn der gemeinsame Wunsch der weltlichen und der kirchlichen Behörden auf den päpstlichen Stuhl.

Er war nicht umsonst in der Verwaltung groß geworden. Das bewährte sich bei der Bewirtschaftung des römischen Kirchengutes. Schon damals handelte es sich

um einen Grundbesitz, dessen Ausdehnung in Italien und den umliegenden Inseln, an der dalmatischen Küste, im südlichen Gallien und im nördlichen Afrika man auf tausende von Quadratkilometern und dessen Erträgnisse man auf viele Millionen nach heutigem Geldwert schätzen darf. Über diesem Patrimonium Petri, diesem Erbgut des hl Petrus, waltete Gregor nicht als Souverän – das war der byzantinische Kaiser –, aber als kluger Haushalter und legte mit seinen bis ins einzelne gehenden Maßnahmen den Grund zu dem, was man später den Kirchenstaat genannt hat. Aber so gut er diese Dinge verstanden haben mag, sein Herz hing nicht daran; im Innersten blieb er immer dem Ziele zugewandt, um dessen willen er einst auf weltlichen Glanz verzichtet hatte: Christus zu dienen und seinen Namen in der Welt groß zu machen. Er, der erste Mönch auf dem Stuhle Petri, hat die von Benedikt entbundenen Kräfte dem Missionsgedanken dienstbar gemacht. Nach England zogen seine Boten, um Neuland zu gewinnen für die Predigt des Evangeliums, natürlich in der römisch-katholischen Form, die ihnen und ihrem Auftraggeber als die alleinseligmachende galt. Kirchliche und politische Ziele verbindend, knüpfte er neue Beziehungen an in den Gebieten der fränkischen Fürsten, erneuerte er alte Bande in der spanischen, jetzt unter westgotischer Herrschaft stehenden Kirche und stärkte, ohne großen Pomp und ohne Gewaltmittel, überall das ins Wanken geratene Ansehen seines Stuhles.

Dabei blieb er sich stets bewußt, was er seinem göttlichen Herren schuldig war. Er war der Nachfolger des Apostels, der den Auftrag empfangen hatte, die christliche Herde zu weiden. Kein anderer hatte solchen Auftrag, am wenigsten der Byzantiner, der dem Winke weltlicher Herren so oft seine Christenpflicht zum Opfer bringen mußte. Daß dieser Patriarch sich als den „ökumenischen", d. h. wie Gregor es, vielleicht mit Unrecht, auffaßte, als den Patriarchen der Allgemeinheit, kurz als Oberpatriarchen bezeichnen ließ oder gar, wie Gregor meinte, sich selbst so bezeichnete, erschien dem Papst als teuflische Anmaßung. Seine Proteste verhallten ungehört; man war jenseits des großen Wassers nicht mehr geneigt

sich vom römischen Bischof dreinreden zu lassen.

Ihren Lehrer nennt die Kirche Gregor, und wirklich hat er auf dem Gebiet der Lehre eine besondere und insofern abschließende Bedeutung, als er die theologische Überlieferung für das Abendland gesichtet und den Prozeß zu Ende geführt hat, überall das für die Kirche praktisch Brauchbare zu bewahren und dem Gefährlichen die Spitze abzubrechen. Dem kühnen Gedankenflug Augustins († 430), den er als seinen Meister verehrte, vermochte Gregor nur in bescheidener Weise zu folgen; aber das Riesenmaß des großen Afrikaners reichte auch weit über Menschliches hinaus, und die Kirche durfte dankbar sein, an Gregor einen Mehrer der „Civitas Dei“ auch in diesen Dingen zu besitzen. Daß an der Spitze des Gottesstaates auf Erden der Papst stehe, war eine Vergröberung augustinischer Gedanken, die indessen der Wirklichkeit entsprach. Damit war selbstverständlich auch eine Steigerung des Ansehens der durch den Papst dargestellten römischen Kirche als der obersten Lehrautorität verbunden. Zwar hat Augustin es niemals als Grundsatz ausgesprochen, daß, wenn Rom gesprochen hat, die Sache zu Ende sei (Roma locuta, causa finita), aber es gab Äußerungen auch bei ihm, die sich so deuten ließen. Rechnet man zu dem allen Gregors Verdienste um die Anleitung der Seelsorger, um die Förderung des kirchlichen Lebens, um die Ausgestaltung des Gottesdienstes und, nicht zuletzt, um die Kirchenmusik, so hat man wohl genug Material beisammen, um Mommsens Urteil, daß er nur ein „recht kleiner großer Mann“ gewesen sei, als einseitig ansprechen zu können. Sicher steht Gregor an der Wende der Zeiten; was Wertvolles die alte katholische Kirche erarbeitet hatte, geht mit ihm als anerkanntes Erbteil in die neue Welt der germanischen und romanischen Völker hinüber, der es vorbehalten bleibt, den Schatz allseitig nutzbar zu machen.

4. Der Pakt mit den Franken.

Immer lockerer wurde das Verhältnis zum oströmischen Reich. Der kaiserliche Einfluß in Italien war während der Langobardenherrschaft nicht ohne Zutun der

Päpste von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgegangen, und der militärischen Stützpunkte wurden es immer weniger. Schon konnte es ein Papst, Martin I., wagen, durch Nichtbeachtung des kaiserlichen Wahlbestätigungsrechtes den Herrscher zu reizen, der dann freilich bald eine Gelegenheit benutzte, durch seinen Statthalter den Verhaßten mitten in der Nacht aus der Laterankirche fortführen, nach Konstantinopel und von dort an das schwarze Meer bringen zu lassen, wo er ein qualvolles Ende fand (655). In kirchlichen Dingen hatten die Päpste des 7. Jahrhunderts nicht immer eine glückliche Hand. Einer unter ihnen, Honorius I. (625 – 638), ist sogar nach seinem Tode von einem allgemeinen Konzil zu Konstantinopel (681) als Ketzer mit dem Fluch der Kirche belegt worden, weil er sich, entgegen der Gepflogenheit des römischen Stuhles, in einer Glaubensfrage, die die Gemüter erregte, zu weit vorgewagt und entschieden hatte, als es noch nichts zu entscheiden gab, – der vielberufene Paradefall für die päpstliche Nicht-Unfehlbarkeit, der sich freilich bei näherem Zusehen als ein harmloses Intermezzo entpuppt.

Die Lösung von Byzanz wurde zur Lebensfrage, aber man konnte nicht hoffen, sie erfolgreich durchzuführen, so lange es an sicherem Rückhalt mangelte. Von den Langobarden durfte man, trotzdem sie inzwischen vom arianischen zum katholischen Christentum übergetreten waren, um so weniger erwarten, als die großen Stühle von Mailand und Aquileja, die seit den Zeiten des Vigilius wieder in lebhaften Wettbewerb mit dem römischen getreten waren, Beziehungen zu den germanischen Eroberern hatten, während es diese fortgesetzt nach dem Patrimonium Petri gelüstete. Da wandte sich der Blick zum Frankenreich hinüber, wo Rom seit den Zeiten Gregors treue Anhänger besaß, und es fand sich ein Anlaß, diese Anhänglichkeit zu erproben.

Byzanz war wieder einmal der Schauplatz wild wogender kirchlicher Streitigkeiten. Kaiser Leo III., der Isaurier, hatte mit rauher Hand in das Glaubensleben ungezählter bigotter Seelen eingegriffen, indem er (726) die Bilderverehrung verbot, die in der östlichen Kirche

weit mehr als in der westlichen das Gepräge des Götzendienstes angenommen hatte. Sieht man von dieser Entartung ab, so war die Bilderverehrung als solche ohne Zweifel von wesentlichem Interesse für die ganze Kirche; und wir begreifen, daß Papst Gregor II. (714–731) zu den feindseligen Maßregeln des Isauriers nicht schweigen mochte. Aber der Ton, in dem er dem Kaiser schreibt, schlägt seltsam an unser Ohr. So redet nicht mehr der Untertan, das ist die Sprache des seiner selbst bewußten Kirchenfürsten, der den kaiserlichen Arm nicht fürchtet und auf den Bruch hinarbeitet. Er tadelt an Leo, daß er an die Dogmen der Kirche rühre und sich unterfange, König und Priester in einer Person zu sein. Er nennt den Kaiser einen Schwachkopf, einen Toren, dem die Schulkinder, die klüger seien als er, ihre Tafeln an den Kopf werfen würden. Leo gab Befehl, ihn aufzuheben; das Schicksal Martins drohte ihm. Aber die Truppen versagten den Gehorsam. Bald darauf starb der Papst. Sein Nachfolger, wieder ein Gregor (731–741), befand sich in außerordentlich schwieriger Lage. Der Langobarde Liutprand saß ihm auf dem Nacken; er mußte alle Augenblicke gewärtigen, Rom überfallen zu sehen. Unter diesen Umständen hielt er es für rätlich, seinen guten Willen zu zeigen, indem er – es ist das letztemal – vom kaiserlichen Hof die Bestätigung seiner Wahl einholte. Aber noch im Jahre seiner Stuhlbesteigung erließ er auf einer römischen Synode die Sentenz, in der Leo eine nicht mißzuverstehende Kriegserklärung erblicken mußte: „Wer hinfort entgegen der altkirchlichen Gewohnheit die heiligen Bilder entfernt, zerstört, entweiht oder lästert, der ist von Christi Leib und Blut und aus der Gemeinschaft der einen Kirche ausgeschlossen“. Der Bruch wurde zur Tatsache, und der Papst verdankte es nur dem Zusammentreffen glücklicher Umstände, daß die vom Kaiser sofort in die Wege geleitete militärische Aktion mißlang.

Freilich hätte er Hilfe bei Liutprand finden können. Aber der wäre damit Herr des Papstes geworden und seine Herrschaft drückender noch als die des fernen Byzantiners. In dieser Not tat Gregor III. den Schritt, der, wenn er auch für den Augenblick erfolglos blieb, von weltgeschichtlicher Bedeu-

tung geworden ist. Er wandte sich an Karl Martell. Indem er dem Franken die geweihten Schlüssel zum Grabe des Petrus schickt, bittet er ihn, um seines Seelenheils willen zu kommen und ihm zu helfen. Karl kam nicht. Es lag gar nicht in seinem Interesse, mit Liutprand anzubinden, der ihm eben erst gegen die Araber gute Dienste geleistet hatte. Aber die Bahn war gebrochen; und nach wenigen Jahren wurde Wirklichkeit, was Gregor III. vergeblich erstrebt hatte.

Schon seit einem Jahrhundert etwa war das Königtum der Merowinger langsam morsch geworden. Seine Schwäche nutzten die Hausmaier, um das Regiment an sich zu reißen. Karl Martell, d. h. der Hammer, schlug die Araber aufs Haupt (732), aber er ordnete auch die inneren Verhältnisse des Reiches. Dadurch, daß die Bischöfe sich in den Kampf der Großen hatten hineinziehen lassen, war die Kirche des Reiches arg verwildert. Karl Martell ging nicht gerade säuberlich mit ihr um. Man verdachte es ihm auf's Äußerste, daß er den durch fromme Schenkungen ins Ungemessene gewachsenen Grundbesitz der Bischofskirchen großenteils einzog, um gegen die Araber ein genügend großes Reiterheer zu gewinnen. Indessen war dabei Übelwollen gegen die Kirche und ihre geistliche Mission kaum im Spiele. Daß er diese zu schätzen wußte, zeigte Karl durch sein Verhalten gegen Bonifatius, dessen Missions- und Organisationsbestrebungen in Hessen, Thüringen und Bayern er unter seinen mächtigen Schutz stellte. Andererseits war es gerade Bonifazens Tätigkeit, die Karl und mehr noch seinen Nachfolgern die Bedeutung eines festgefügten, die milderen Triebe der Massen pflegenden Kirchentums vor die Augen stellte. Daß dieses Kirchentum sich, wiederum infolge von Bonifazens Tätigkeit, auf das engste an Rom anschloß, gereichte den Fürsten nicht zum Ärgernis, da sie ihre Oberherrlichkeit über die Kirche als etwas Selbstverständliches betrachteten und ultramontane Einflüsse zu fürchten keine Ursache hatten. Sie wußten Roms moralische Macht zu schätzen und zu brauchen.

Als Pippin, der Sohn Karl Martells, im Jahre 751

den Merowinger Childerich entthronte, lag ihm alles daran, den Makel der Unrechtmäßigkeit, der an seiner Krone haften mochte, weggewischt zu sehen. Der Zuruf seiner Franken allein konnte das nicht vollbringen. Es bedurfte übernatürlicher Bestätigung. Und die fand er in dem Urteil der Kirche, die an der Stelle Gottes auf Erden stand. So stellte er dem Papst die Frage: „Ist es gut oder nicht, daß die Könige der Franken die königliche Macht nicht besitzen?" Nein, antwortete Papst Zacharias (741 – 752), es ist nicht gut. Nun war die Krone rein. Von Gottes Gnaden (Dei gratia) nannte sich Pippin. Zum ersten Male tauchen hier diese Worte in Verbindung mit einer Königskrone auf. „Von Gottes Gnaden" waren bisher nur die Bischöfe gewesen, und seit den Zeiten Israels und Judas war keines Fürsten Haupt mit dem Salböl berührt worden. Bonifatius, des Papstes Stellvertreter, salbte den Franken.

Vielleicht wäre es dabei geblieben, wenn nicht um dieselbe Zeit der päpstliche Stuhl in harte Bedrängnis geraten wäre. Der Langobarde Aistulf hielt Ravenna besetzt und heischte von Rom Tribut. Da entschloß sich Stephan III. von neuem bei den Franken anzupochen. Zur Winterszeit zog er über die Alpen; schutzflehend erschien er zu Ponthion im königlichen Hoflager. Der fromme Pippin erwies ihm die Ehren, die er dem Nachfolger Petri schuldig zu sein vermeinte: er führte den Zelter des Papstes. Aber er tat mehr: er sagte ihm seinen Schutz zu und versprach, ihn im Fall des Sieges durch Überlassung des von den Langobarden eroberten Gebietes zu freier Verfügung sicher zu stellen, indem er selbst den Titel eines Patrizius von Rom und damit die Stellung eines Schutzherrn annahm. Stephan hat ihn zum Dank noch einmal gesalbt. Und Pippin hielt Wort. In kurzem Kriege warf er den Gegner nieder. Den kaiserlichen Gesandten, die die Rückgabe des Landes forderten, gab er zur Antwort: aus Liebe zum heiligen Petrus und um der Vergebung seiner Sünden willen, nicht Menschen zu gefallen, habe er den Kampf gegen den Langobarden auf sich genommen, mit dem er freilich – anders als sein Vater – auf gespanntem Fuße gestanden hatte.

Das dergeſtalt geſchloſſene Bündnis zwiſchen dem Frankenkönig und dem Papſt trug die ganze Zukunft in ſeinem Schoße. Es kam alles darauf an, wie ſich die beiden Mächte zu einander ſtellen würden. Pippin hatte dem Papſt Gebiete geſchenkt, die rechtlich dem Kaiſer gehörten, und es war damit aller Augen deutlich geworden, daß die Verbindung mit dem Oſten endgültig gelöſt ſei. Aber es fiel dem Franken gar nicht ein, im Papſte nunmehr einen ebenbürtigen Souverän zu ſehen, wenn er ihn auch innerhalb der Grenzen deſſen, was wir von jetzt ab mit Fug als „Kirchenſtaat“ bezeichnen können, ſchalten und walten ließ. Und der Papſt wußte das. Dennoch ſind die Vorteile, die dem römiſchen Stuhl aus dieſer Wendung der Weltgeſchichte erwuchſen, ſehr groß geweſen. Der Preis, den man für die Beſeitigung der Langobardengefahr gezahlt hatte, war wahrlich nicht zu hoch zu nennen, wenn wir bedenken, daß die auf einen einheitlichen, unabänderlich feſtgegründeten Gedanken aufgebaute päpſtliche Politik ſtets ebenſo unabhängig von ihren Trägern geweſen und geblieben iſt, wie die Politik der Staaten davon beeinflußt wird. Rom konnte warten. Kraftvollen Perſönlichkeiten wie Pippin und ſeinem großen Sohne gegenüber hieß es ſich beſcheiden. Es kamen doch wieder Zeiten, in denen man anders auftreten durfte, unterſtützt von dem enormen Einfluß, den die Stellung des geiſtlichen Hirten auf die Gemüter der Chriſtenheit ausübte.

Übrigens ſcheute man ſehr weltliche Mittel nicht, um dieſem Einfluß nachzuhelfen. Die päpſtliche Kanzlei um die Mitte des 8. Jahrhunderts hat an übertriebener Gewiſſenhaftigkeit nicht gerade gelitten. Daß man, um mit Döllinger zu reden, „die Tage der Finſternis im Frankenreiche“ benutzte, in der Zeit der höchſten Not einen Brief zu fabrizieren, darin der heilige Petrus die Frankenkönige, ſeine Adoptivſöhne, beſchwor, ſein Rom zu retten, erſcheint uns freilich ſo harmlos wie der Aberglaube der Empfänger, auf die das Schreiben Eindruck gemacht haben ſoll. Ernſthafter ſehen wir die „konſtantiniſche Schenkung“ an, mit der man die pippiniſche zu übertrumpfen ſuchte. Es war doch außerordentlich kühn, eine

Urkunde herzustellen, derzufolge schon Kaiser Konstantin dem Papst Silvester seinen kaiserlichen Palast, die Stadt Rom und die weltliche Herrschaft im Westen, dazu die kirchliche Oberherrschaft über die östlichen Patriarchate mit vielen anderen Vorrechten und Ehrentiteln überlassen haben sollte. Man wollte damit nicht nur den Franken, sondern auch und vielleicht noch mehr den Byzantinern gegenüber die römischen Ansprüche auf einen für beide Teile unangreifbaren Boden stellen. Und man hat auch damit zum mindesten im Westen Erfolg gehabt, wenn auch der tatsächliche Verlauf der Ereignisse kaum jemals durch diese Fälschung beeinflußt worden ist.

Zunächst war dem Papsttum die Rolle des Mondes beschieden neben der Sonne, die der abendländischen Welt in Karl dem Großen (768–814) aufging. Der „ruhige Tyrann", wie Gustav Freytag sagt, war bereits über ein Menschenalter seine segensreiche Bahn gezogen und hatte sein Königtum nach außen und innen gesichert, indem er es auf das Vertrauen seiner Untertanen stützte, als er sich vor die höchste Aufgabe gestellt sah, die einem Fürsten winken mochte: das alte römische Kaisertum in seiner Person zu erneuern. Und diese Aufgabe stellte ihm der Papst. Die Kaiserkrönung Karls ist freilich bis auf den heutigen Tag ein nach Ursache und Wirkung stark umstrittenes Ereignis. Nur das steht fest, daß die Anregung nicht vom König ausgegangen ist. Aber daß er gar nicht um die Sache gewußt haben soll, klingt doch gar zu unwahrscheinlich. Die reichen Geschenke, die er unmittelbar nach dem feierlichen Akt in der Peterskirche verteilte, hat er gewiß nicht aus dem Ärmel geschüttelt. Er hatte seine Leute in Italien; und zum mindesten diese wußten genau, daß die Zeit reif sei, der schon längst vollzogenen Trennung von Orient und Okzident feierlich das Siegel aufzudrücken. Der Papst aber hatte alle Ursache, seine Mitwirkung bei dem Schauspiel nicht zu versagen, und es spricht für seine diplomatische Gewandtheit, daß es ihm gelang, dabei die Hauptrolle zu spielen. Im übrigen war Leo III. (795–816), der Nachfolger des mit Karl persönlich befreundeten Hadrian I. (772–795), eine minderwertige Persönlichkeit. Scheint auch der Eid, mit

dem der Papſt ſich zwei Tage vor der Krönungsfeier in Anweſenheit des Königs von der Beſchuldigung ſchwerer ſittlicher Verfehlungen reinigen mußte, die Anzweifelung nicht zu verdienen, der er immer wieder ausgeſetzt worden iſt, ſo bleibt doch des Ungeiſtlichen und Unkirchlichen an ihm zu viel zurück, als daß man ſich des Eindrucks erwehren könnte, daß hier einmal ein Mann als Vollſtrecker eines weltgeſchichtlichen Ereigniſſes erſcheint, der dieſes Amtes nicht würdig war.

Man hat gemeint, der Kaiſerkrönung komme in Wirklichkeit die epiſche Größe nicht zu, die ihr die zeitgenöſſiſchen Berichte verliehen haben. Neue Verhältniſſe ſeien durch ſie nicht geſchaffen, neue Gewalten nicht auf den Plan geführt worden. „Sie war keine Tat, ſie repräſentierte nur“. Es fragt ſich doch, ob nicht auch die Weltgeſchichte ſolcher Repräſentation bedarf, und ob nicht, wie es Menſchen gegeben hat, die die Summe der Vergangenheit für die Zukunft zogen, ohne der Welt wirklich Neues zu ſagen, es auch Ereigniſſe gibt, die im Gedächtnis der Menſchheit fortleuchten, mag auch die Lichtquelle, der ſie ihre Strahlen verdanken, längſt erloſchen geweſen ſein. Karl Haſe hat den tiefen Sinn verſtanden, wenn er ſchreibt: „Karl erhielt durch die Krönung nichts an Land und Leuten, das er nicht bereits hatte, aber ein Gedanke, wie er ſeit Auguſtus und Konſtantin ſich heidniſch und chriſtlich ausgebildet hatte, von gottverliehener geiſtiger Weltherrſchaft, ſenkte ſich auf ſein Haupt und iſt im Gemüt der Völker durch die Jahrhunderte eine Macht geblieben, ſoweit ſie auf das Haupt eines Fürſten kam, der ihr gewachſen war“.

Man hat auch gemeint, dieſes Gottesreich unter zwei Häuptern, einem kriegeriſchen und einem prieſterlichen Monarchen, ſei zum mindeſten für unſer Volk ein Unglück geworden. Und daran iſt viel Wahres. Die Verbindung mit der Kaiſerkrone, der Zug nach Italien, ſie haben viel Jammer über Deutſchland heraufbeſchworen; und aus dem Zwieſpalt zwiſchen Kaiſer und Papſt iſt ſpäter dem Reich wie ſeiner Kirche viel Not erwachſen. Aber auch dieſe Betrachtung zieht Zeiten und Perſonen nicht genugſam in Rechnung. Für Karl blieb der Papſt

was er gewesen. Daß er selbst, der Kaiser und König, auch der „Rektor“ der Kirche sei, war für ihn so selbstverständlich, wie es für seinen Vater gewesen war. Hatte er doch über den Papst zu Gericht gesessen, wie über jeden anderen Bischof seines Reiches, und ohne daß irgend jemand daran Anstoß nahm! Daß später einmal „der römische Haufe“, wie Luther klagte, „vorgeben werde und hoch aufblasen, wie der Papst habe das heilige römische Reich von dem griechischen Kaiser genommen und an die Deutschen gebracht, für welche Ehre und Wohltat er billig Untertänigkeit, Dank und alles Gute an den Deutschen verdienet und erlanget haben soll“, das lag damals außerhalb aller Berechnung; und die hier zu Grunde liegende Betrachtung ist eine Geschichtslüge.

Aber es gibt keine Geschichtslüge, bei der nicht ein Körnchen Wahrheit zu finden wäre. Bei der Krönung auf dem Reichstag zu Aachen 813 hieß Karl seinen Sohn Ludwig selbst die Krone vom Altare nehmen; darin lag beschlossen, wie er über das Kaisertum dachte. 871 berief sein Urenkel Ludwig II. sich dem griechischen Kaiser gegenüber auf das göttliche Recht seiner Würde mit der Begründung, er sei vom Papst zum Kaiser geweiht, wie einst nach der Verwerfung Sauls David durch Samuel zum Könige geweiht worden sei. Was war geschehen, um solchen Umschwung der Anschauungen hervorzubringen?

5. Stürmische Zeiten.

Der letzte der germanischen Großkönige sank ins Grab. Mit mächtigem Arm hatte Karl über seiner Schöpfung gewaltet. Nach seinem Tode regten sich die zentrifugalen Kräfte. Ludwig der Fromme oder, wie wir ihn richtiger mit den Franzosen nennen, Ludwig der Frömmler, der seiner eigenen Söhne nicht Herr zu werden wußte, war kein Mehrer des Reichs. Es bildeten sich die Anfänge einer klerikalen Partei im geistlichen und im weltlichen Adel, die ihren Mittelpunkt nicht mehr am Königshofe suchte, sondern ihre Blicke über die Berge schweifen ließ nach Rom.

Dort war man inzwischen nicht müßig gewesen. Sehr

bald mehren sich die Anzeichen, daß es wieder eine selbständige päpstliche Politik gibt, daß der Papst den Druck einer kräftigen Herrscherhand nicht mehr empfindet. Von Bedeutung ist die Zeit Leos IV. (847–855), der sich bei den Römern durch Befestigung der Tibermündung und Umwallung des nach ihm „Leostadt" genannten Bezirkes um die Peterskirche in hohe Achtung zu setzen wußte. Wurde doch durch solche umsichtige Maßregeln einer Wiederholung der Angstzustände vorgebeugt, die das Herannahen einer sarazenischen Räuberflotte kurz vorher in der Stadt hervorgerufen hatte. Gesteigertes Selbstgefühl kommt auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß erstmals Leo in seinen Urkunden die Zählung nach Papstjahren neben die nach Kaiserjahren gesetzt hat.

Leo ist der Wegbereiter für Nikolaus I. (858–867) gewesen, dem die Nachwelt den Beinamen des Großen mit Unrecht vorenthalten hat – der erste Papst, so viel wir wissen, der sich krönen ließ. Hat Richard Rothe in Ludwig dem Frommen das „aufgeschreckte Gewissen" seiner Zeit sehen wollen, so werden wir mit noch größerem Rechte Nikolaus als das strafende und richtende Gewissen der seinigen bezeichnen dürfen. Als Kaiser Karl der Kahle Klage führte über den Ton, den der Papst anzuschlagen für gut fand, meinte Nikolaus: auch wenn sein Tadel einmal unberechtigt sei, müsse der König ihn über sich ergehen lassen, wie Hiob die Züchtigungen Gottes; er habe dann einen verborgenen, heilsamen Zweck. Der Kaiser aber hat ihm geschrieben: „Eurer Heiligkeit Befehlen zu gehorchen sind wir allzeit bereit". Die Zustände in den karolingischen Teilreichen waren solchem Anspruch günstig. Als Nikolaus dem jämmerlichen Lothar von Lothringen gegenüber, dem vor seiner eigenen Sittenlosigkeit bange war, den Satz verfocht, daß ein Tyrann nicht wert sei, Fürst zu heißen, da hatte er die Besten auf seiner Seite. Wer in Karl dem Großen die moralische Macht seiner Zeit verehrt, muß zugeben, daß Nikolaus ihn abgelöst hat. „Weide meine Schafe", hatte der Herr dem Petrus zugerufen. Nikolaus ist erfüllt von dieser großen Aufgabe; aber statt des Hirtenstabes hat er die Peitsche und den Skorpion zur Hand genommen.

Abt Regino von Prüm in der Eifel, ein ernſter Beobachter, ſchrieb nach dem Tode des Papſtes: „Seit dem ſeligen Gregor (dem Großen) iſt kein ſolcher Pontifex geweſen wie er. Er hat Königen und Tyrannen befohlen, als wäre er der Herr des Erdkreiſes. Den Biſchöfen und Prieſtern, die da heilig und nach Gottes Geboten wandelten, war er ein freundlich milder Herr; denen aber, die vom rechten Wege abwichen, erſchien er furchtbar und hart, ſo daß man mit Recht ſagen konnte, es ſei in unſeren Tagen ein neuer Elias erſtanden, wenn nicht leiblich, ſo doch im Geiſt und in der Kraft.“

Nicht alle waren freilich geneigt, dies Urteil zu unterſchreiben. Am wenigſten die großen Erzbiſchöfe. Nicht nur die Schildhalter Lothars, der Kölner und der Trierer, deren ſchuldbeladenem Gewiſſen der Gedanke, daß Nikolaus ſich als „den Herrn des Erdkreiſes aufſpiele“, unerträglich war. Auch ein geiſtig ſeine Zeitgenoſſen ſo weit überragender Mann wie Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, gehörte, trotzdem er ihm im Streite mit Lothar ſekundierte, zu des Papſtes leidenſchaftlichen Gegnern. Kein Wunder, wenn man ſich gegenwärtig hält, daß Hinkmar ſelbſt das Zeug zu einem Papſt beſaß und die fränkiſchen Biſchöfe ſeine Überlegenheit rückſichtslos fühlen ließ. In den Biſchöfen umgekehrt war ſchon ſeit längeren Jahren die Neigung lebendig geworden, vor der wachſenden Selbſtherrlichkeit ihrer Metropoliten Rückhalt am päpſtlichen Stuhle zu ſuchen. Auch gegen die Übergriffe der weltlichen Macht glaubten ſie hier den ſicherſten Schutz zu finden. Daß der Arm des Papſtes zwar weit, aber auch lang ſei, kam ihnen dabei nicht zum Bewußtſein.

Von dieſen Geſichtspunkten aus wird die großartige Fälſchung verſtändlich, die, ſeit man ſie als ſolche erkannt hat, die Sammlung der pſeudoiſidoriſchen Dekretalen genannt zu werden pflegt. Sie bedeutet nichts Geringeres als den um die Mitte des 9. Jahrhunderts in der weſtfränkiſchen Kirche vorgenommenen Verſuch einer völligen Umwälzung des Kirchenrechtes, nicht in ſyſtematiſcher Darlegung, ſondern ſo, daß die Neuerungen in das Gewand gefälſchter päpſtlicher Rundſchreiben (Dekretalen)

aus der Zeit von Klemens I. bis Gregor II. gekleidet erscheinen. Rom war an der Fälschung gänzlich unbeteiligt. Als aber die Dekretalen zur Kenntnis Nikolaus' gelangten, hat der Papst, der wie alle Gewalthaber in seinen Mitteln nicht wählerisch war, sofort zugegriffen und den riesigen Vorteil ausgenutzt, den sie ihm boten. Freilich, als es sich um die Entscheidung eines Rechtsstreites handelte, in dem einer von Hinkmars Bischöfen auf Grund der Dekretalen gegen ihn den Papst angerufen hatte, hielt Hinkmar dem Papst entgegen, daß das geltende Recht nichts wisse von diesen Briefen. Aber Nikolaus hatte die Antwort bereit: „Die Dekretalen der römischen Pontifices sind zu beobachten, auch wenn sie sich im kanonischen Recht nicht finden". Er behauptete kühn, diese Dekrete seien seit uralter Zeit in den Archiven der römischen Kirche aufbewahrt worden. Er beschuldigte Hinkmar kurzweg des Ungehorsams, wenn er seinen Spruch nicht anerkenne, und drohte ihm mit Absetzung im Fall der Weigerung.

Der Bogen war doch wohl zu straff gespannt; jedenfalls fand Nikolaus, wie einst sein großer Vorgänger im fünften Jahrhundert, keinen Nachfolger, der ihn in Spannung halten konnte. Aber die Bilder, welche die große Zauberin Geschichte zunächst vor unseren Augen erstehen läßt, sind überhaupt so völlig anders geartet, daß wir in einer anderen Welt zu sein vermeinen. Um das Jahr 900 drohte der christlichen Kultur des westeuropäischen Festlandes ein allgemeiner Verfall: Normannen, Slaven, Magyaren und Araber drängten heran. Das Kaisertum Karls des Großen verblutete sich in äußeren und inneren Kämpfen. Auch das Papsttum stürzte von seiner Höhe herab in den Strudel stürmischer Wirren. Die Revolutionen in Rom und Italien, die bald den, bald jenen fürstlichen Kriegshäuptling auf die Kämme der Wogen tragen, haben auch das Papsttum mit sich fortgerissen. Vom deutschen Einfluß wollte man nichts mehr wissen. Papst Formosus (891–896), der Arnulf von Kärnten zur Kaiserkrone verholfen hatte, mußte für diesen hochverräterischen Schritt noch nach seinem Tode Rede stehen. Sein Nachfolger ließ den Leichnam ausgraben, von einer Synode ver-

urteilen und nackt mit abgehauenem Segenfinger in den Tiber werfen.

Dieser fürchterliche Akt leitet die Periode in der Geschichte des Papsttums ein, die wir in den Darstellungen meist als Pornokratie, d. h. Hurenherrschaft, gebrandmarkt finden. Und es ist richtig, Theodora, die sich Senatrix nennen ließ, und ihre Töchter, die jüngere Theodora und Marozia (Mariechen), haben es mit der Sittlichkeit nicht genau genommen. Stellt man sich aber einmal auf den freilich ungeistlichen Standpunkt, daß bei Gewaltmenschen die Zügellosigkeit in geschlechtlichen Dingen eine fast naturnotwendige Begleiterscheinung ist, so wird man eher geneigt sein, die grandiose Keckheit anzustaunen, mit der es diese hochbegabten Frauen verstanden haben, sich den römischen Adel durch ihre Reize dienstbar zu machen und selbst Päpsten den Fuß auf den Nacken zu setzen. Papst Johann XI. (931 – 936) war Marozias Sohn, und ihr Enkel Oktavian, der Sohn des Markgrafen Alberich II. – der fast ein Vierteljahrhundert als „Patrizius, Senator und Fürst aller Römer" das weltliche und neben nichtssagenden Päpsten auch das geistliche Regiment geführt hatte – bestieg 956 als Johann XII. den päpstlichen Stuhl, beiläufig der erste Papst, der seinen Namen gewechselt hat.

Während dieser ganzen Zeit hatten die kaiserlichen Rechte geruht. Es galt, erst einmal in mühsamer Arbeit die Trümmer bei Seite zu schaffen, in die der Palast der Karolinger zerfallen war, und den Grund zum Neubau zu legen. Heinrich, der Städtegründer, hatte keine Zeit, über die Alpen zu ziehen. Erst Otto I. (936 – 973), sein großer Sohn, hat das Werk des ersten Kaisers wieder aufgenommen. Aber in anderer Weise. Er war ein großer Beter und sah die Dinge in einem übernatürlichen Licht, für das Karls klares Diesseitsauge nicht empfänglich gewesen war. Mit Recht spricht man von dem „heiligen römischen Reich deutscher Nation", das er errichtete. Die Zeitgenossen, die die römischen Greuel in den schwärzesten Farben schildern, sahen in Otto den Vollstrecker einer göttlichen Mission, und dieser selbst fühlte in sich etwas vom Stellvertreter Gottes. Schon deshalb konnte ihm der Gedanke nicht kommen, bei der Wiederherstel-

lung der Ordnung in Rom der kaiserlichen Oberhoheit Eintrag geschehen zu lassen. Freilich hat er dem Papste vor der Krönung eidlich zugesichert, daß er in Rom keine Satzungen erlassen und keine Anordnung treffen werde, ohne den Rat des Papstes einzuholen. Aber wie schon hierin liegt, daß der Kaiser auch in Rom Gericht halten wird, nur nicht ohne Einvernehmen mit dem unmittelbaren Gerichtsherrn, so ist in dem nach der Krönung erlassenen Privileg, durch das Otto die Schenkungen Pippins und Karls an den römischen Stuhl bestätigte, über diesen Punkt vollends kein Zweifel gelassen. Am wichtigsten aber ist die Bestimmung der Urkunde, daß niemand künftig als Papst anerkannt werden soll, der nicht zuvor in Gegenwart der Königsboten den Gelöbniseid abgelegt hat, den Otto sich von dem durch ihn persönlich eingesetzten Leo VIII. hat schwören lassen.

Das alles ist nicht zu verstehen, wenn man sich nicht daran erinnert, daß Otto vor seinem Römerzug die Verhältnisse in der deutschen Kirche auf eine ganz neue Grundlage gestellt hatte. In den Zeiten Ludwigs des Frommen und seiner Söhne war das Augenmerk der Bischöfe darauf gerichtet gewesen, das seit Karl Martell auf ihnen lastende Abhängigkeitsverhältnis zur weltlichen Macht zu durchbrechen. Das Regiment Ottos bedeutet den Gegenschlag gegen diese, durch die Ungunst der Zeiten ohnehin lahm gelegten Bestrebungen. Die in den kirchlichen Kanones geforderte freie Wahl existierte für den König nicht. Er selbst suchte bei Erledigung eines Bischofsstuhles die ihm genehme Persönlichkeit aus. Von seinem königlichen Herrn nahm der neue Bischof die ihm übertragenen kirchlichen Güter zu Lehen. Der König gab ihm Ring und Stab, die Zeichen der Bekleidung mit dem Amt (später Investitur genannt) und fragte dabei wenig oder gar nicht nach geistlichen Qualitäten.

Diese Verhältnisse, die ein Jahrhundert lang in Kraft blieben, mußten den Widerspruch derer, die es mit dem Beruf der Kirche ernst nahmen, je länger desto mehr erregen. Träger aber dieses Widerspruches wurde das Kloster Cluni samt den von ihm gegründeten oder beeinflußten mönchischen Genossenschaften.

Es war noch in der Zeit der allgemeinen Auflösung, im Jahre 910, als Wilhelm, Graf von der Auvergne und Herzog von Aquitanien, der in burgundischem Gebiet, südlich vom heutigen Chalons, die Herrschaft Cluniacum geerbt hatte, letztwillig verfügte, daß hier eine klösterliche Genossenschaft ihren Sitz finden solle, die niemandem, weder weltlicher noch geistlicher Gewalt, unterworfen, ganz auf sich selbst gestellt sei: sogar die Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten des Klosters wurde durch die Urkunde in ehrerbietiger Form verbeten. Dem frommen Fürsten, der seinem Seelenheile diente, hat der Gedanke ferngelegen, daß diese seine unscheinbare Stiftung den Herd bilden werde, von dem sehr bald das heilige Feuer der Freiheit der Kirche zum Himmel flammen sollte. Die großen Äbte Majolus, Odilo und Hugo, die während anderthalb Jahrhunderten die Geschicke von Cluni lenkten, haben dieses Feuer geschürt, dessen Schein sich bald über alle Lande verbreitete. Erst gilt es, das verlotterte Mönchswesen zu erneuern durch straffe Zusammenfassung der einzelnen Klöster, die sich den Reformen zugänglich zeigen, unter Cluni als ihrem Haupte. Dann weckt man die verschlafene Weltkirche und schärft ihr die Augen für die Sklavenketten, mit denen das irdische Regiment sie gefesselt hält. Den pseudoisidorischen Vorstellungen haucht man neues Leben ein. Allmählich aber, ganz allmählich, dämmert der Wunsch, jenes Regimentes selber Herr zu werden und den Gedanken von dem Gottesstaat auf Erden, der einst in dem Himmlisches und Irdisches umspannenden Geist des heißblütigen Augustinus gereift war, zur Tat zu machen: die Kirche ist das Reich Gottes.

Das mächtige Anwachsen dieses Gedankens ist eines der großartigsten Schauspiele, das man in der Kirchengeschichte beobachten kann. Frankreich wird in seinen Bann geschlagen, Lothringen bildet die Brücke nach Deutschland, jenseits der Alpen dringt er vor, er nähert sich Rom, er ergreift Besitz vom päpstlichen Stuhl und setzt sich auf den Thron der Welt, verkörpert in den gewaltigen Hierarchen, die die Fürsten der Völker in ihren Frondienst zwingen wollen.

Inzwischen haben Kaisertum und Papsttum noch einmal einen fast mystischen Bund geschlossen. Die Frömmigkeit Ottos I. kehrt in seinem Enkel Otto III. (983–1002) wieder, aber phantastisch und verzerrt. Der junge Romantiker, der Rom zu seiner Residenz macht und in prunkvollem Hofleben die von der griechischen Mutter ererbte Vorliebe für byzantinisches Wesen betätigt, befriedigt sein irregeleitetes Frömmigkeitsbedürfnis in schweren Bußleistungen, besucht Kloster um Kloster und hat selbst einmal daran gedacht, sich als Mönch einkleiden zu lassen. Dem Papsttum gegenüber hat er den Herrn herausgekehrt, ohne zu bemerken, daß er selbst mehr und mehr das Werkzeug päpstlicher Politik wurde. Papst Silvester II. (999–1003) hatte, als er noch Gerbert hieß und Erzbischof von Rheims war, das Herz des stürmischen Jünglings, der so leicht Feuer fing, durch seine vielseitige Bildung und seinen klugen Rat zu gewinnen gewußt. Der bedeutende Gelehrte, dem die Sage einen Bund mit dem Teufel angedichtet hat, war zugleich ein höchst verschlagener Politiker. Als Erzbischof hatte er das pseudoisidorische Kirchenrecht bekämpft, als Papst bat er um den Segen von Cluni und gab der Überordnung der Kirche über den Staat Platz in seinen Gedanken. Dabei nährte er in seinem kaiserlichen Bewunderer den phantastischen Traum einer Weltmonarchie und wußte ihn bis zuletzt in dem Wahn zu halten, daß er leite, wo er doch geleitet wurde.

Der Entwickelung päpstlicher Selbstherrlichkeitsgelüste waren nun freilich die Zeiten der ersten Salier nicht günstig: Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. haben unbeugsam auf die Rechte der Krone gehalten, wie sie sie von Otto I. überkommen hatten. Und doch liegen die Dinge anders als unter dem Sachsenkaiser. Cluni hat nicht umsonst gewirkt. Die Bischöfe und die Äbte sind freilich immer noch königstreue Männer, aber sie haben gelernt, daß ein Bischof und Abt seiner Bestimmung nach doch etwas anderes ist, als ein Herzog oder Graf, und sie beginnen es zu empfinden, daß die bedingungslose Einordnung in den Lehnsverband des Reiches ihrem kirchlichen Berufe hinderlich im Wege stehe. Hein-

rich III. (1039–56), anders gesinnt als sein Vater, hatte für diesen Beruf volles Verständnis. Auch darf nicht übersehen werden, daß er in Agnes, der Mutter Heinrichs IV., eine Prinzessin aus dem Hause Aquitanien geheiratet hatte, in dem die Cluniazensischen Gedanken sozusagen erblich waren. Aber wenn er der Simonie steuerte, d. h. dem stark eingerissenen Unfug, die Vergebung geistlicher Ämter zu materiellen Zwecken auszubeuten, so geschah das kraft kaiserlichen Rechts, auch wenn es sich um das Papsttum handelte. Kraft dieses Rechtes setzte Heinrich (1046) auf jener glanzvollen Synode zu Sutri zwei Päpste ab und zwang den dritten zur Selbstabdankung; kraft dieses Rechts ernannte er einen deutschen Prälaten und, als dieser bald darauf starb, wieder einen Deutschen zum Papste, und mehr als je schien die Besetzung des päpstlichen Stuhles eine Angelegenheit des Reichs geworden zu sein. Aber als nun Heinrich seinen Vetter, den Bischof Bruno von Toul, auf den Stuhl erhob, da begab es sich, daß dieser die cluniazensischen Vorstellungen, in denen er lebte und webte, mit in sein hohes Amt hinübernahm und den Umsturz der kaiserlichen Rechte vorzubereiten half.

Im Pilgergewand ist Leo IX. (1049–54), seit Nikolaus I. der erste Papst, der unter die Heiligen der Kirche aufgenommen ward, in Rom eingezogen. Er hat sein Amt nicht angetreten, ohne sich, wie es die kirchliche Vorschrift wollte, einer Wahl durch Klerus und Volk zu unterziehen. Die wenigen Jahre seines Pontifikats hat er redlich benutzt, um dem römischen Hirtenstabe unter den Völkern wieder Ansehen zu verschaffen. Oft war er auf Reisen und sah auf den Synoden selbst nach dem Rechten. Die jährliche Fastensynode in Rom aber diente ihm als Organ, die ganze Kirche wissen zu lassen, daß auch auf dem Stuhle Petri der Geist der Reform lebendig geworden sei, der aus den Äbten von Cluni seit langem zu der Christenheit sprach. Jahrhunderte lang hatte sich die Kirche entwöhnt, den Papst in kirchlichen Dingen zu hören. Auch jetzt noch lieh man ihm nicht überall ein williges Ohr, aber der Umschwung war nahe herbeigekommen.

Um dieselbe Zeit aber brach die schon so oft gefährdete, nur mühsam verklebte Einheit der griechischen und der römischen Kirche endgültig auseinander. Seit im Jahre 692 die im großen Saal des Kaiserpalastes in Konstantinopel tagende, ökumenisch berufene, aber von Rom nicht anerkannte Synode dem Gegensatz der Kirchen in den Fragen des Ritus und der Verfassung scharfen Ausdruck gegeben hatte, war von irgend welcher Lebensgemeinschaft nicht mehr die Rede. Nur einmal noch kam es zu einer gemeinsamen Aktion: die siebente allgemeine Synode regelte 787 zu Nicäa die für die ganze Kirche verbindlichen Grundsätze der Bilderverehrung. Als man bald darauf in der abendländischen Kirche im dritten Artikel des Meßbekenntnisses den Zusatz machte, daß der heilige Geist nicht nur vom Vater — so lautete es bisher — sondern auch vom Sohne seinen Ausgang nehme, erschraken die Frommen und die Gewaltigen in der griechischen Kirche ob solcher Ketzerei. Als vollends Papst Nikolaus sein Übergewicht benutzte, um in die inneren Verhältnisse der Schwesterkirche hineinzureden, erhob sich diese (879) zu schroffer Ablehnung der römischen Ansprüche. Seitdem waren fast zwei Jahrhunderte vergangen. Das Verhältnis war schließlich unleidlich geworden. Leo IX. wurde sehr wider seinen Willen zum Vollstrecker des Urteils, das die Jahrhunderte vor ihm gefällt hatten. Der Patriarch Michael Cärularius hatte gewisse politische Verbeugungen, die sein kriegbedrängter Kaiser vor dem Papst gemacht hatte, zum Anlaß genommen, die alten Vorwürfe gegen Rom in verschärfter Form zu erneuern. Die daraus entstandenen Mißhelligkeiten ließen sich nicht verwischen. So kam es, daß am 16. Juli 1054 Leos IX. Abgesandte den päpstlichen Bannspruch auf dem Altar der Sophienkirche niederlegten. Bis zum heutigen Tage ist er in Kraft geblieben. Als sie nach Rom zurückkehrten, war der Papst nicht mehr am Leben.

An der Gesandtschaft hatte auch der Kardinalbischof Humbert, einer der engsten Vertrauten des Papstes, teilgenommen. Wenige Jahre nach dem Ereignis in Konstantinopel veröffentlichte er eine Abhandlung „gegen die Simonisten", in der deutlicher als irgendwo sonst das

Programm der kirchlichen Reformpartei entwickelt wird. Schon die Auffassung der Vergangenheit ist hier beachtenswert. Alle Unordnung in der Kirche stammt von den Ottonen, die den römischen Pontifices das Regiment entrissen haben. Sie haben sich Rechte angemaßt, die nur dem „Sacerdotium“ (d. h. dem priesterlichen Amte) zukommen, indem sie den Geistlichen den Hirtenstab verliehen. Nun wütet die Simonie in allen Ländern. Freilich ist Gottes Gericht nicht ausgeblieben. Kaum in das dritte Geschlecht sind die Ottonen gelangt, und Heinrich II. starb kinderlos. Nur Heinrich III. will Humbert gelten lassen; weil er die Simonie auszurotten versuchte, ist er eingegangen ins jenseitige Reich. Aber selbst Heinrichs III. frommes Gebahren kann daran nichts ändern, daß die Kirche ihre eigenen Gesetze hat und ihre Richter in ihren eigenen Vorgesetzten. Nur wenn diese Vorgesetzten einmal ihre Aufgabe vernachlässigen, darf man die Fürsten zu Hilfe rufen. Aber der priesterliche Stand ist der erste: er gleicht den Augen im Kopf; die Laiengewalt gleicht der Brust und den Armen, die der Kirche gehorchen und sie verteidigen müssen. Es ist kein Zufall, daß um dieselbe Zeit bei einem anderen Vertreter hochkirchlicher Gedanken, dem strengen Petrus Damiani, zum ersten Male das Bild auftaucht, mit dem das Verhältnis von Staat und Kirche künftig immer wieder verdeutlicht werden wird, das Bild von den zwei Schwertern. „Königtum und Priestertum“, schreibt Damiani, „haben jedes sein eigenes Amt: der König führt die Waffen der Welt, der Priester ist umgürtet mit dem Schwert des Geistes, d. i. Gottes Wort“. Und: „Glücklich, wenn das Schwert des Königtums sich mit dem Schwert des Priestertums so verbindet, daß das Schwert des Priesters das des Königs sänftigt und das Schwert des Königs das des Priesters schärft. Dann werden beide hoch in Ehren stehen.“

Diese Gedanken erfüllten auch das Haupt des Mannes der, lange bevor er als Gregor VII. die Welt in Staunen setzte, das Regiment der Kirche führte. In einfachen Verhältnissen war Hildebrand aufgewachsen. Wo seine Wiege stand, ist nicht sicher überliefert. Aus dem Toskanischen scheint er früh nach Rom gekommen und dort in einem

Kloſter erzogen worden zu ſein. Ob er ſelbſt Mönch geweſen, iſt bis heute ſtrittig, wenn auch die Wahrſcheinlichkeit dafür und auch für einen, wenn ſchon nur kurzen Aufenthalt in Cluni ſpricht. In die Verwaltung hat ihn Leo IX. eingeführt, mit dem zuſammen er in Rom einzog. Sehr bald gelangte er zu großem, ja entſcheidendem Einfluß. Bei allen Papſtwahlen nach Leos Tode iſt ſeine Hand erkennbar. Er war es, der Nikolaus II. (1059–61) beſtimmte, auf der römiſchen Synode von 1059 jenes Dekret zu erlaſſen, durch welches die Papſtwahl in die Hand der Kardinäle gelegt und der kaiſerliche Einfluß in ſo enge Schranken gebannt wurde, daß er tatſächlich verſchwinden mußte. Er leitete die auswärtige Politik des päpſtlichen Stuhles in neue Bahnen, er knüpfte neue Verbindungen an und bereitete alles zu dem Kriege vor, der unvermeidlich geworden war.

Seit wenigen Jahren waren dem Papſttum in Italien neue Bundesgenoſſen erſtanden. Die Normannen, denen noch Leo IX. entgegen getreten war und die den heiligen Vater kurze Zeit gefangen gehalten hatten, wurden durch Robert Guiscard ins päpſtliche Lager hinübergeführt: Hildebrand war es, der den Lehnseid des Herzogs entgegennahm. „In dem Abfall der Normannen vom deutſchen Reiche lag einer der größten Verluſte für das Imperium“, ſchreibt Ranke, und „durch die Verbindung mit ihnen ward der Papſt Kaiſer in Unteritalien“. Von Alexander II. (1061 bis 1073), Gregors VII. unmittelbarem Vorgänger, nahm Gottfried von Lothringen ſein Herzogtum zu Lehen, und in ſeiner Schwiegertochter Mathildis, der großen Gräfin von Tuscien, erwuchs dem päpſtlichen Stuhle eine glühende Anhängerin. In beſonders geſchickter Weiſe aber wußten die römiſchen Politiker jene Bewegung der unteren Stände in den Stadtrepubliken Oberitaliens auszunutzen, die nach einer Straße in Mailand den Namen Pataria trägt und deren ſozialiſtiſche Ziele man mit den Schlagwörtern gegen Simonie und Prieſterehe verquickte. Je weniger ſicher man der höheren Geiſtlichkeit in Oberitalien war, um ſo mehr galt es, ſich an der Oppoſition gegen dieſe Geiſtlichkeit einen zuverläſſigen Rückhalt zu ſchaffen.

Beſonders günſtig vollzog ſich die Entwicklung in

Deutschland. Am 5. Oktober 1056 war Heinrich III., noch nicht 39 Jahre alt, gestorben. Man kann es nicht ausdenken, was es bedeutet haben würde, wenn an Stelle seines von den mannigfachsten Einflüssen hin und her geschleuderten Sohnes dieser bedeutende Fürst noch durch ein Menschenalter die Geschicke Deutschlands hätte lenken dürfen. Der ultramontane Angriff hätte eine zielbewußtere Abwehr gefunden, und eine um so wirksamere, je größer das Verständnis Heinrichs für die berechtigten Forderungen der kirchlichen Frömmigkeit war. Nun fehlte es gerade in der kritischen Zeit, da sich – seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder – die Anfänge einer päpstlichen Partei in Deutschland herauszuarbeiten begannen, an der Aufmerksamkeit auf die gefahrdrohenden Vorgänge und an der festen Hand, die das Übel im Keim hätte ersticken können. Adalbert, der große Erzbischof von Bremen, der weiter blickte als die anderen, fiel dem vielköpfigen Regiment der Großen am Hofe des minderjährigen Königs zum Opfer. Schon gibt der Bischof von Konstanz, den Heinrich IV. selbst mit Ring und Stab belehnt hat, in feierlichem Akt sein Amt zurück, da er es durch Simonie befleckt habe. Und der Februar 1073 bringt das Ereignis, das zum ersten Male den drohenden Konflikt in seiner ganzen Schärfe zeigt: zwei Kandidaten ringen um den erzbischöflichen Stuhl von Mailand; für den päpstlichen verlangt man die Anerkennung des Königs, und als diese nicht erfolgt, bannt Alexander die königlichen Räte. Ein Schritt von unermeßlicher Tragweite! Wenige Wochen vergehen. Da stirbt der Papst, und Tags darauf erscheint Gregor als der Gewalthaber der Kirche.

6. Gregor VII. und seine Nachfolger.

Unter dem Titel: „Was dem römischen Pontifex zusteht“ hat der Kardinal Deusdedit, ein angesehener Kirchenrechtslehrer der Zeit, 27 kurze Sätze zusammengestellt, die in die Sammlung der Staatsbriefe Gregors VII. aufgenommen sind und somit amtlichen Charakter erhalten haben. Die Ansprüche, die in diesem sogenannten

„Dictatus Gregorii Papae“ enthalten ſind, bauen ſich auf dem pſeudoiſidoriſchen Kirchenrecht auf, überſteigen aber in ihrer Geſamtheit alles bisher Erhörte. Folgendes etwa ſind die Hauptgedanken. Feſtgelegt wird die abſolute päpſtliche Gewalt über die Kirche: der Papſt allein kann Biſchöfe abſetzen oder wieder in die Kirchengemeinſchaft aufnehmen, und zwar ohne, daß es dazu einer Synode bedürfte; er kann einen Biſchof, wenn es nötig erſcheint, von einem Sitz auf den anderen verſetzen und kann an jeder Kirche, wo es ihm beliebt, Geiſtliche anſtellen; keine allgemeine Synode kann ohne ſeine Vorſchrift berufen werden; ſein Legat hat vor allen Biſchöfen den Vortritt, auch wenn er niederen kirchlichen Rang hat, und keine kirchenrechtliche Beſtimmung kann ohne ſeine Genehmigung Anerkennung finden; alle größeren Rechtsſachen unterſtehen ſeiner Entſcheidung; er ſelbſt aber darf von Niemandem gerichtet werden. Feſtgelegt wird aber auch die abſolute Erhebung über die weltliche Gewalt: der Papſt darf den Kaiſer abſetzen; er darf die Untertanen vom Treueid, den ſie „ungerechten“ Fürſten geſchworen haben, entbinden; er darf kaiſerliche Inſignien anlegen, und alle Fürſten haben ihm die Füße zu küſſen. Und darüber hinaus erhebt ſich der Gedanke, daß ein rechtmäßig gewählter Papſt durch das Verdienſt des ſeligen Petrus unzweifelhaft zum Heiligen wird, und daß die römiſche Kirche — und die iſt doch der Papſt — niemals geirrt hat, noch jemals, wie die Schrift bezeugt, irren wird.

Daß Gregor VII. von dieſen Vorſtellungen ganz erfüllt und daß er ſie mit eiſerner Tatkraft in die Wirklichkeit umzuſetzen beſtrebt war, zeigen alle ſeine öffentlichen Äußerungen, beweiſen alle ſeine Regierungshandlungen. Aber er bedurfte des Kirchenrechtes nicht, weder des echten noch des gefälſchten. Aus den Tiefen ſeines Innern ſtieg die Lebensaufgabe ans Licht, die er ſich von dem Fürſten der Apoſtel geſtellt wußte, der ihn „von Kindheit an mit ganz beſonderer Liebe unter ſeinen Flügeln gehalten und in ſeinem Schoße gehegt“ hatte. Nicht umſonſt beruft er ſich immer wieder auf Petrus, der „von dem ſtarken Felſen ſeinen Namen hat, der die Tore

der Hölle sprengt und mit stahlharter Kraft zertrümmert und zerstreut, was sich ihm entgegenstellt". In des Apostels Auftrag führt er den Kampf für die Ausbreitung der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, und bis zum letzten Atemzuge hat er an diesem Glauben festgehalten. Mit allen will er Frieden halten, nur nicht mit denen, die ihren Arm erheben wider den heiligen Petrus. Das aber tun die Fürsten, wie sie jetzt sind. Gewiß, ihr Regiment hat seine Berechtigung, aber doch nur soweit sie Diener der Gerechtigkeit sind, die in der Kirche verkörpert ist. Toren, die da meinen, ein römischer Pontifex dürfe den Kaiser nicht bannen. Weiß doch ein jeder, daß „die Könige und Fürsten von denen ihren Anfang nahmen, die, ohne Gott zu kennen, mit Hochmut, Raub, Treulosigkeit und Mord, kurz mit fast allen Verbrechen, auf Antrieb des Teufels, des Fürsten dieser Welt, sich über ihresgleichen, die Menschen nämlich, in blinder Begier und unerträglichem Stolz die Herrschaft angemaßt haben". Mit ihren blutbefleckten Händen reichen sie denen die heiligen Zeichen, die das Sakrament verwalten. Ist es nicht ein Frevel, daß Fürsten und Herren bestimmen, wer in Christi Namen seine Herde weiden soll, ja, daß sie damit Handel treiben? Und diese Hirten selbst, geschlagen sind sie in die Bande der Weltlichkeit, mit Weib und Kind leben sie zusammen, die Priester Gottes, die, frei von allem Irdischen, allein ihrer heiligen Aufgabe leben sollten.

Gleich auf der ersten Fastensynode, im Februar 1074, hat Gregor den Priesterzölibat aufs Neue eingeschärft und im nächsten Jahre die Bestimmung hinzugefügt, daß es verboten sei, bei verheirateten Priestern die Messe zu hören. Er stieß damit auf scharfen Widerspruch. Auf einer Synode zu Erfurt, die der Mainzer Erzbischof versammelte, kam es zu tumultuarischen Protesten. Auch gegen die Laieninvestitur wendete sich der Papst. Auf der Synode von 1075 sprach er der weltlichen Obrigkeit das Recht ab, Bistümer zu vergeben, und schloß jede Mitwirkung von Laien bei der Verleihung kirchlicher Ämter aus. Aber er tat noch mehr: von neuem bannte er die Räte des Königs. Das alles, obwohl

er selbst sich in gefährdeter Lage befand. Das gute Verhältnis zu den Normannen war erschüttert, in Oberitalien erlitt die vom Papst begünstigte Volksbewegung manche Schlappe, der hohe deutsche Klerus befand sich in Opposition, und die Macht des Königtums schien noch ungeschwächt. Aber gerade diese bestand die Probe nicht.

Heinrich IV. gehört zu den Gestalten, die in der Weltgeschichte in schlechtem Lichte erscheinen, weil es ihnen so ganz am Erfolge fehlte. Ihm selbst fällt dabei nur der kleinere Teil der Schuld zur Last. Wenige, die auf dem Königsthron vor eine verantwortungsschwangere Aufgabe gestellt waren, sind so wie er ein Opfer der Verhältnisse gewesen; und immer wieder drängt sich die Erinnerung auf an das verhängnisvoll frühe Ende des Vaters. Während Rom alle seine Kräfte zusammennahm, um Unerhörtes anzustreben, begannen sich in Deutschland die Bande der Monarchie zu lockern. Wohin die päpstliche Politik steuerte, hätten die Vorgänge unter Alexander II. auch blöden Augen zeigen können. Freilich auf ein so rücksichts- und rückhaltloses Draufgehen, wie es die Anfänge Gregors zeitigten, brauchte man nicht gefaßt zu sein. Am wenigsten aber war der junge König vorbereitet, der sich um Kirchenpolitik noch nicht bekümmert hatte. So verfügte Gregor über alle Vorteile des Angreifers. Und dazu kam noch der besondere, daß er den über das Privatleben des Königs umlaufenden Klatsch benutzen konnte, um sich als Hort von Recht und Sittlichkeit zu zeigen. An Diplomatenkünsten war ihm nicht gelegen. Man kann sich kaum etwas Unpolitischeres denken als die geheime Botschaft an den König, mit der er im Dezember 1075 den Krieg eröffnete. Er bauschte den Klatsch zu Verbrechen auf und drohte Heinrich mit der Exkommunikation. Kein Wunder, daß dieser eine solche Behandlung übel vermerkte, zumal er noch im Herbst vom Papst ein verbindlich gehaltenes und ehrlich gemeintes Glückwunschschreiben zu seinem Sieg über die Sachsen erhalten hatte. Daß er sich solchem Angriff gegenüber noch auf seinen Klerus verlassen konnte, bewies der Verlauf der sofort nach Worms einberufenen Synode. Es war ein glückliches

Zusammentreffen, daß in dieser, Gregor ohnehin feindselig gestimmten, Versammlung der Kardinal Hugo Kandidus, der mit dem Papst zerfallen war, die schwersten Vorwürfe auf Gregor häufte, bis zu dem entsetzlichen Verdacht, daß seine Hand über dem Tod der letzten Päpste liege. Von einer Persönlichkeit vorgetragen, die es wissen konnte, und deren Gehässigkeit und Unehrlichkeit festzustellen man völlig unterließ, verfehlten solche Anklagen ihres Eindrucks nicht. Dazu drückte der König die Versammlung; er ließ jeden Bischof einen Schein unterschreiben, durch den er dem Papste den Gehorsam aufsagte. Er selbst aber sandte Gregor diesen stolzen Brief:

„Heinrich, König, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gnädige Anordnung, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch. Diesen Gruß hast du nach eigenem Geständnis verdient, der du keinen Stand in der Kirche verschont hast, nicht Segen spendend, sondern Fluch. Die Regenten der heiligen Kirche, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, Gesalbte des Herrn, hast du wie Knechte unter deine Füße getreten und dir dadurch die Gunst des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das alles erduldet, weil uns daran gelegen war, die Ehre des römischen Stuhles zu erhalten. Aber du hast unsere Ehrfurcht für Furcht genommen, hast dich selbst gegen die uns von Gott verliehene königliche Würde frech erhoben und gedroht, sie uns zu nehmen, als hätten wir von dir die Herrschaft empfangen, als lägen Königtum und Kaisertum in deiner, nicht in Gottes Hand, da doch Christus, unser Herr, uns zum Königtum, nicht aber dich zum Priestertum erhoben hat. Du bist emporgestiegen auf Stufen, die List, Bestechung und Gewalt bedeuten, du hast den Stuhl des Friedens bestiegen und von ihm herab den Frieden zerstört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest, unsere von Gott berufenen Bischöfe verachten lehrst und Laien Gewalt über Priester gegeben hast. ... Auch mich, der ich unwürdig unter den Gesalbten zur Herrschaft gesalbt bin, hast du angerührt, da doch die heiligen Väter lehren, daß nur Gott mich richten und ich um keines anderen Verbrechens willen abgesetzt werden kann, als wenn ich, was Gott verhüte, vom Glauben weiche. ... Der heilige Petrus, der wahre Papst ruft aus: Fürchtet Gott, ehret den König. Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du auch seinen Gesalbten nicht. ... So steige nun herab,

mit unserer Bischöfe Fluch belastet und durch unser Gericht verdammt, verlaß den apostolischen Stuhl, den du dir angemaßt hast, ein anderer soll Sankt Petri Stuhl besteigen, der seine Gewaltsamkeiten nicht mit Religion umhüllt, sondern Petri wahre Lehre lehrt. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, und alle meine Bischöfe, wir rufen dir zu: Steige herab! Steige herab!"

Mit gutem Fug hat man in diesen Schritten eine zwar aus berechtigter Aufregung erklärliche und darum zu entschuldigende, aber verhängnisvolle Kopflosigkeit gesehen. Als die kaiserlichen Gesandten im Lateran vor versammelter Synode die Aufforderung an den Papst richteten, herabzusteigen von seinem Stuhl, kam es zu einem furchtbaren Tumult; mit eigener Lebensgefahr scheint Gregor die Unglücksboten geschützt zu haben. Getragen von der Stimmung des römischen Klerus, die weit über die Mauern Roms hinüber Widerhall fand, traf er seine Maßregeln. Er exkommunizierte Siegfried, den Erzbischof von Mainz, der die Wormser Synode geleitet hatte, er stellte den übrigen Teilnehmern eine Frist zum Widerruf, endlich, in der feierlichen Form eines Gebetes an den Apostel, seinen Schutzpatron, bannte er auch den König und sprach ihm die Herrschaft ab:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige, ich bitte dich, dein Ohr zu mir, höre mich, deinen Knecht, den du von Kindesbeinen an genährt und bis zum heutigen Tage aus der Hand der Widersacher gerettet hast, die mich gehaßt haben und hassen, weil ich dir in Treue diene. Du bist mein Zeuge, und Zeugin ist mir meine Herrin, die Mutter Gottes, Zeuge auch dein heiliger Bruder Paulus und alle Heiligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen an ihr Steuer gesetzt hat, daß ich es nicht für einen Raub gehalten habe, zu deinem Stuhl hinaufzusteigen, und daß ich lieber mein Leben in der Fremde beschließen möchte, als deinen Sitz mit weltlichen Ränken an mich reißen. Kraft deiner Gnade, nicht um meiner Werke willen, gefiel es dir, daß das dir besonders vertraute Christenvolk mir als deinem Stellvertreter gehorche, und um deinetwillen ist mir die Macht verliehen, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Von solcher Zuversicht erfüllt, zur Ehre und zum Schutze deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, in Kraft deiner Vollmacht unter-

ſage ich König Heinrich, Kaiſer Heinrichs Sohn, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolz ſich erhoben hat, die Regierung des ganzen deutſchen Reiches und Italiens, entbinde alle Chriſten des Eides, den ſie ihm geleiſtet haben und noch leiſten werden, und verbiete hiermit, daß irgend Jemand ihm als einem König diene. Denn es gehört ſich, daß wer deiner Kirche Ehre zu mindern ſtrebt, ſelbſt der Ehre verluſtig gehe, die er zu beſitzen ſcheint. Und weil er verſchmäht, wie ein Chriſt zu gehorchen, und nicht zu dem Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinſchaft mit Gebannten, durch mancherlei Übeltaten, durch Mißachtung meiner zu ſeinem Heil gegebenen Ermahnungen und dadurch, daß er ſich von der Kirche trennte, verlaſſen hat, ſo binde ich ihn mit den Banden des Fluches an deiner Statt, auf daß die Völker erkennen und bewähren, daß du biſt Petrus und daß der Sohn des lebendigen Gottes auf dieſen Felſen ſeine Kirche gegründet hat und die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen werden."

Wir haben dieſe Urkunden faſt unverkürzt wiedergegeben, weil ſie, ohne der Erläuterung zu bedürfen, eine Sprache reden, wie ſie in der Weltgeſchichte noch nie gehört worden iſt. Daß Geiſtliches und Weltliches, daß Königtum und Prieſtertum harte Reibungsflächen haben, das wiſſen wir ſeit den Zeiten Agamemnons; und Beiſpiele genug gibt es in der Völkergeſchichte, die es belegen. Auch hatte ſchon vor Jahrhunderten ein Papſt den byzantiniſchen Kaiſer in ſeine Schranken verwieſen, als der ſich anmaßte, in das Selbſtbeſtimmungsrecht der Kirche einzugreifen. Hier aber handelt es ſich um mehr. Das iſt nicht mehr der Wunſch allein, die Kirche vor unberechtigten Übergriffen zu ſchützen, ſo ehrlich es damit der Beter meinen mochte, auch die frommen Beſtrebungen der Äbte von Cluni ſind es nicht, ſo gewiß ſie ihre Stätte fanden auch in Gregors Gedanken. Es iſt das Allmachtempfinden deſſen, der ſich als Vollſtrecker des Auftrags eines himmliſchen Herrn weiß. Der Bannſtrahl trifft einen König! Und noch mehr, viel mehr — denn der Bann iſt eine kirchliche Waffe —: Abgeſetzt wird der König! Tauſend Jahre liegen hinter uns. Aus den Nebeln der Vergangenheit ſteigt der galiläiſche Fiſcher empor und neben ihm ein Anderer, Höherer: „Weide meine Schafe!" tönt es in unſere Ohren.

Wie falsch König Heinrich seine Machtmittel eingeschätzt hatte, zeigte sich bald. Als der König zu Pfingsten eine neue Versammlung nach Worms berief, kam fast Niemand: wenige Wochen darauf wiederholte sich zu Mainz das Schauspiel. Ein Bischof nach dem anderen vergaß den Schein, den er doch unterschrieben hatte. Der König war gebannt! Päpstliche Legaten reisen im Lande umher. Sie schüren die Stimmung gegen Heinrich auch unter den weltlichen Großen, von denen die Größten von jeher in Opposition gestanden hatten. Unter diesen Umständen kommt es zu jenem Tage in Tribur im Herbst 1076. Auch hier haben die Legaten gewirkt, und das Ergebnis ist, daß die Fürsten ihrem König die beschämende, die demütigende Zumutung stellen, sich binnen wenig Monaten vom Bann zu reinigen, wenn anders er ihres Gehorsams versichert bleiben wolle.

In diesen Nöten ist Heinrich zur Besinnung gekommen. Es handelt sich um seine Krone. Der Sohn Heinrichs III. steht in Gefahr, alles zu verlieren. Schon hört er: die Aufständischen rechnen damit, daß der Papst über die Alpen kommen und auf deutschen Boden den König richten werde. Das gilt es um jeden Preis zu hindern. Der Bann ist des Gegners Waffe. Sie muß ihm entwunden werden. Wie schwer dem Manne, der sich als Herrn auch über den Papst gewußt hatte, der Gang nach Canossa gefallen ist, davon schweigen die Quellen. Die Szene selbst haben sie um so farbenreicher ausgestaltet. Es bedarf dieser Farben nicht, um uns die gewaltige Tragweite des Ereignisses vor die Augen zu stellen. Ein König, ein deutscher König, als Büßer im härenen Gewand, mit nackten Füßen vor dem welschen Priester! Mag er Stunden, mag er Tage dagestanden haben, es ist, als könnten wir den Flecken nicht wegwischen, der an der Krone haftet.

Daß es ein Flecken sei, das wird niemand stärker empfunden haben als der König selbst. Wir wissen nicht, wie der Entschluß in ihm entstanden ist, können von keinem seiner Berater mit Sicherheit sagen, daß er in diesen schweren Tagen seine Schritte beeinflußt hätte. Sicher war der Entschluß notwendig, war gut. Canossa

ist die Peripetie im Drama. Aber das Drama heißt nicht Heinrich IV., sondern Gregor VII.; und wenn es zu einem tragischen Abschluß kommt, so wird Gregor es zu entgelten haben. Nicht vor Mathildis und nicht vor dem Abt von Cluni, die an seiner Seite standen, nicht vor der Kirche und vollends nicht vor seinem eigenen Gewissen und der Überzeugung, an des Apostels Stelle zu stehen, konnte er es verantworten, einem reumütig Büßenden, er sei nun König oder Knecht, die Lossprechung zu versagen. So ist er zurückgewichen. Er muß gewußt haben, daß er damit das Spiel aus der Hand gab. In dem Briefe, den er unmittelbar nach dem Ereignis zur Aufklärung an die deutschen Fürsten richtete, klingt das deutlich nach. Aber es ehrt ihn, daß er den Geistlichen in sich siegen ließ über den Staatsmann. Er sühnte so in seiner Weise, daß er die Grenzen des Berufes, für den er lebte, von dämonischen Mächten fortgerissen, überschritten hatte. Politisch aber war er der Unterlegene.

Heinrich hatte Gregor die eidliche Zusicherung gegeben, daß er sich an einem vom Papst zu bestimmenden Termin mit den Fürsten vergleichen werde auf den Richter- oder den Schiedsspruch des Papstes hin; außerdem hatte er Gregor bei einer Reise nach Deutschland freies Geleit zugesagt. Es kam aber weder zu dieser Reise noch zu jenem Vergleich. Vielmehr wählten die zu Forchheim in der Bamberger Gegend im März 1077 versammelten Fürsten einen Gegenkönig in der Person Rudolfs, des Herzogs von Schwaben, wie es scheint, ohne Zutun Gregors, dessen Legaten freilich gegenwärtig waren. Aber es war keine geschlossene Opposition, die diesen in jeder Beziehung fragwürdigen Akt vollzog; und der Schlag war für Heinrich nicht annähernd so schwer, als wenn er noch gebannt gewesen wäre. Jetzt zeigte sich, daß der König weit stärker war, als man sich einreden mochte. Nicht nur ein großer Teil des Adels, vor allem die städtische Bevölkerung blieb ihm treu; und auf seine Truppen konnte er sich verlassen. Dazu kam die sichere Haltung der oberitalienischen Bischöfe, die, ohne zu schwanken, im Gegensatz zu Gregor verharrten.

Für unsere Zwecke ist es nicht nötig, die Einzelheiten des politischen und militärischen Spiels und Widerspiels zu verfolgen, von dem die nächsten Jahre erfüllt sind. Wichtig aber ist, festzustellen, daß Gregor immer mehr die Herrschaft über die Lage verliert. Die Geister, die er rief, vermag er nicht mehr zu hemmen, auch in sich selber nicht. Auf der Fastensynode von 1080 hat er die Dekrete über Simonie und Investitur noch einmal eingeschärft; und das war sein Recht. Wenn er aber, wiederum in Form der feierlichen Anrufung nur beider Apostelfürsten, Heinrich von neuem bannte, ihm wegen seines Ungehorsams das Reich entzog und es Rudolf übertrug, und wenn er diesen Schritt damit begründete, daß die Apostel, wie sie im Himmel zu binden und zu lösen berechtigt seien, so hier auf Erden Kaiserreiche, Königtümer, Fürsten- und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften, überhaupt alles weltliche Gut einem jeden nach seinem Verdienst nehmen und zusprechen können, so fragt man doch, wem er das einleuchtend zu machen glauben mochte. Seine tatsächlichen Machtverhältnisse standen zu solcher Machtlosigkeit in schroffem Gegensatz. Freilich hatte er Robert Guiscard wieder gewonnen, und die große Gräfin, die Mittelitalien beherrschte und Norditalien in Schach halten konnte, hielt ihm die Treue. Aber das konnte nicht hindern, daß Heinrich im Sommer desselben Jahres zu Brixen Gregor absetzen ließ und ihm in der Person des Erzbischofs von Ravenna, der den Namen Klemens III. annahm, einen Gegenpapst schuf. Dazu kam, daß Rudolf von Schwaben, im Kampfe verwundet, sein Leben verlor, und daß an demselben Tage Mathildens Truppen von den Königstreuen geschlagen wurden. Wer für dramatische Eindrücke empfänglich ist, den muß es unheimlich berühren, wenn er erfährt, daß Gregor ohne Zucken dasteht, obwohl Blitz und Donner ohne Rast den Himmel erhellen und wieder verdunkeln. Der König bleibt gebannt, aber er rückt vor Rom. Lange Monate, Jahre vergehen: er rückt in Rom ein, sein Papst reicht ihm die Kaiserkrone, Gregor aber hält sich in der Engelsburg verschanzt, bis Robert Guiscard die Kaiserlichen zum Abzug zwingt und

den Papst mit sich nach Salerno nimmt. Hier ist Gregor am 25. Mai 1085 gestorben.

Erst ein Autor des beginnenden 12. Jahrhunderts weiß von den letzten Worten des Papstes: „Ich liebte die Gerechtigkeit, ich haßte die Ungerechtigkeit, darum sterbe ich in der Verbannung". Mag er solche Worte gesprochen haben oder nicht, sie enthalten die Wahrheit. Der grandiose Dualismus „gerecht" und „ungerecht", der sich durch die biblischen Schriften, besonders durch das Alte Testament (vgl. z. B. Ezechiel Kap. 18), hindurchzieht, bestimmt auch Gregors Weltanschauung. Und die Gerechtigkeit ist immer bei der Kirche, die Ungerechtigkeit immer beim Staat. Es steht ja nicht so, daß nur die Übergriffe der weltlichen Macht ihre Ungerechtigkeit ausmachen. Wenn Gregor von der Zwietracht zwischen Königtum und apostolischem Stuhl gesprochen hat, so ist damit nicht ein vorübergehender Zwist, sondern ein grundsätzlicher Gegensatz gemeint. Nur soweit der Staat dem apostolischen Stuhle dienstbar ist, hat er Daseinsberechtigung, und in der Erfüllung der Pflichten dieser Dienstbarkeit besteht seine Gerechtigkeit, sonst ist er sündig. Natürlich aber gilt das von allen Staaten. Im Sinne dieser Theorie hat Gregor von Wilhelm dem Eroberer den Lehnseid verlangt und ihn von manchem kleineren Herrn erhalten. Ganz selbstverständlich ist es ihm, daß Spanien dem päpstlichen Stuhl gehört: hat doch Paulus dort gewirkt und Petrus wie Paulus haben Bischöfe dorthin entsandt. Und eine selbstverständliche Folgerung ist es auch, daß alle legitimen Rechte schweigen, wenn der apostolische Stuhl die Untertanen zum Widerstande aufruft.

Den großen Welterschütterern ist Gregor auch in seiner Wirkung auf die Geister zu vergleichen. Es ist, als hätten sie bisher geschlafen; aufgerüttelt, stoßen sie in erbittertem Kampfe auf einander. Es entsteht eine ganze Literatur: hie Gregor, heißt es, und hie Heinrich, hie Staat, hie Kirche, hie Sünde, hie Gerechtigkeit. Nur selten wagt sich eine vermittelnde Stimme hervor, und niemand hört auf sie. Ganz allmählich erst ringt sich die Erkenntnis durch, daß die Herrschaft über das Irdische, die Gregor namens der Kirche beansprucht hatte, die

Freiheit der Kirche vom Irdischen, das gemeinsame Ziel aller Reformfreunde, keineswegs gewährleistete. Man besann sich wieder darauf, daß Königtum und Priestertum in jedem Betracht verschiedene Dinge seien. Man erinnert sich auch wieder an das, was den Kernpunkt des Gegensatzes gebildet hatte. Daß der König dem Priester sein Amt verlieh, das hatte man als Sünde wider den heiligen Geist empfunden. Aber wenn doch der Priester nicht nur geistliche Rechte ausüben wollte, so mußte er sich's freilich gefallen lassen, daß auch die weltliche Obrigkeit bei seiner Einsetzung ein Wort mitsprach. Darum entweder: Verzichtet auf die weltlichen Rechte, die Saecularia, begnügt euch mit den Spiritualia, der Ausübung eures geistlichen Amtes, für das ihr nur dem Herrn der Heerscharen Rechenschaft schuldet. Oder aber: Gebt der Kirche, was der Kirche, gebt dem Staate, was des Staates ist. Die Kirche gibt euch Ring und Stab, die Zeichen eurer geistlichen Herrschaft, und damit investiert sie euch, bekleidet euch mit eurem Amt, die weltliche Obrigkeit mag euch das Szepter geben und dafür euren Lehnseid entgegennehmen.

Bei dem Erben von Gregors Plänen und Ansprüchen, dem Cluniacenser Urban II., der nach der kurzen Zwischenregierung Viktors II. (1085–87) zwölf Jahre hindurch den Pontifikat inne hatte (1088–99), ist von einem Eingehen auf solche Gedanken noch nichts zu spüren; im Gegenteil, er suchte sein Vorbild noch zu übertrumpfen. Wohl aber ist Paschalis II. (1099–1118) darauf eingegangen. Zwar der erste der beiden Wege erwies sich sofort als ungangbar. Als Paschalis einen leisen Versuch machte, dem hohen Klerus den Verzicht auf weltliche Güter, soweit sie lehnspflichtig waren, nahe zu legen, hätte ihn diese Unvorsichtigkeit fast die eigene Stellung gekostet. Um so aussichtsreicher war der andere Weg. Nicht Paschalis, sondern seinem zweiten Nachfolger, Kalixt II. (1119–24), war es beschieden, ihn zu Ende zu gehen. Zwischen ihm und Heinrich V. kam es 1122 zu dem denkwürdigen Vertrage, der als Wormser Konkordat in die Bücher der Geschichte eingetragen ist. Dieses sind die Urkunden:

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, überlasse aus Liebe zu Gott, zur heiligen römischen Kirche und zum Herrn Papst Kalixt, auch um meines Seelenheiles willen Gott und seinen heiligen Aposteln Petrus und Paulus und der heiligen katholischen Kirche alle Investitur mit Ring und Stab und gestatte in allen Kirchen meines König- und Kaiserreiches kirchliche Wahl und freie Weihe. Die Besitztümer und die Hoheitsrechte (Regalia) des heiligen Petrus, die von Anfang dieser Zwietracht bis auf den heutigen Tag unter meines Vaters oder meiner Regierung weggenommen worden sind, gebe ich, soweit ich sie habe, derselben heiligen römischen Kirche zurück, und werde sie, soweit ich sie nicht habe, gewissenhaft zurückerstatten lassen. Auch die Güter aller anderen Kirchen und Herren und aller übrigen Kleriker und Laien, die in jenen Wirren ihren Besitzern verloren gingen, werde ich, soweit ich sie habe, nach dem Rat der Fürsten und der Gerechtigkeit entsprechend, zurückgeben, und, soweit ich sie nicht habe, gewissenhaft zurückerstatten lassen. Auch gebe ich wahren Frieden dem Herrn Papst Kalixt und der heiligen römischen Kirche und allen, die auf ihrer Seite sind oder gewesen sind. Und wo die heilige römische Kirche meine Unterstützung verlangt, werde ich ihr treulich helfen, wo sie aber Klage vor mich bringt, ihr gebührend Recht verschaffen."

Dagegen der Papst:

„Ich, Kalixt, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, gestatte dir, meinem lieben Sohne Heinrich, von Gottes Gnaden römischem Kaiser, daß die Wahlen der Bischöfe und Äbte im deutschen Reich, soweit sie zum deutschen Königtum gehören, in deiner Gegenwart stattfinden, ohne Simonie und ohne irgend welche Gewalt. Entsteht Zwietracht unter den Parteien, so sollst du nach Rat und Gutachten des Metropoliten und der übrigen Bischöfe der Provinz dem verständigeren Teil deine Zustimmung und deine Unterstützung zuwenden. Der Gewählte aber soll die Hoheitsrechte (Regalia) durch das Szepter von dir empfangen und die daraus abgeleiteten Verpflichtungen erfüllen. In den anderen Teilen des Kaiserreichs soll der Geweihte (also nicht der Gewählte) innerhalb sechs Monaten die Hoheitsrechte mittels des Szepters erhalten und die daraus fließenden Pflichten erfüllen. Ausgenommen davon ist alles, was der römischen Kirche (d. h. dem Papst als Landesherrn) gehört. Bringst du eine Klage vor mich oder verlangst du meine Unterstützung, so werde ich sie dir nach meines Amtes Pflicht gewähren. Auch gebe ich dir wahren Frieden und allen denen, die in diesem Streite auf deiner Seite stehen oder gestanden haben."

Das sind freilich andere Töne als sie uns aus den Briefen Heinrichs und Gregors entgegenklingen. Und dennoch ist es keine Friedensmusik. Das Konkordat von Worms bedeutet nur einen Waffenstillstand. Wie alle

Verträge nimmt es sich auf dem Papier gut aus; in Wirklichkeit waren der Streitpunkte zu viele. Das Papsttum ging aus dem Investiturstreit als eine Großmacht hervor, die unter den politischen Faktoren der Zeit eine der ersten Stellen beanspruchte. Aber der Ehrgeiz treibt weiter: die Großmacht will zur Weltmacht werden. Und nicht nur der Ehrgeiz. War einmal der Gedanke aufgeblitzt, daß der Apostel das Szepter führe auch über die Völker, so war nicht zu erwarten, daß er jemals wieder in Vergessenheit geraten werde. Gregors Erbe ist nicht verschleudert worden.

7. Auf dem Gipfel der Macht.

Wer Kriege führen und Verträge schließen will, braucht Geld und Soldaten. Für Beides hat das Papsttum seit den Zeiten Gregors VII. mit niemals ruhender Betriebsamkeit Sorge zu tragen verstanden. In dem zölibatären Klerus aller Länder schuf es sich eine treu, oft blindlings ergebene Armee, deren Intelligenz man in den für den Gehorsam notwendigen Schranken hielt, während man ihr durch Privilegien aller Art ein gesteigertes Bewußtsein geistlicher und weltlicher Machtfülle zu erwecken verstand. Auf dem zweiten Laterankonzil — so nennt man die aus den römischen Fastensynoden hervorgegangenen Versammlungen, in denen der Glanz der alten ökumenischen Konzilien wieder aufleben sollte —, wurde der Grundsatz der Unverletzlichkeit eines Klerikers bei Strafe des Bannes ausgesprochen. Daß Kleriker oder Mönche vor einem weltlichen Gericht zur Verantwortung gezogen würden, wies man als Sakrileg zurück. Die Freiheit des Klerus von weltlichen Lasten und Abgaben wurde gefordert, wenn auch zunächst nicht durchgesetzt. Die Beseitigung der Laieninvestitur endlich hatte in der Praxis ein verstärktes Zurücktreten des weltlichen Einflusses zur Folge, wie sehr auch immer tatkräftige Fürsten für ihr Recht oder darüber hinaus eingetreten sein mögen.

Das Hauptquartier dieser Armee war Rom. Hier hielt der Papst seinen Hof, seine Kurie (lat. curia, d. i. Hof), wie man seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zu

sagen sich gewöhnte, trotz des Widerspruches manchen Klerikers der alten Schule, der die Übertragung solcher weltlichen Bezeichnung auf die heilige römische Kirche als eine Herabwürdigung empfand. Hier bildete er sich seinen Generalstab, die Kardinäle, d. h. die Bischöfe seiner — im engeren Sinne — römischen Kirchenprovinz und die Presbyter und Diakonen, die er aus besonderem Vertrauen in seinen eigenen Rat berief. Von hier aus leitete er seine Armee durch die Legaten, seine Gesandten, denen er sein Recht übertrug, in die ordentliche Bischofsgewalt einzugreifen. Hierhin galt es die Mittel zusammenfließen zu lassen, deren der Feldherr bedurfte, um fürstlich auftreten und ungehindert schalten zu können.

Solche Mittel erwuchsen ihm nur zum kleineren Teil aus dem Güterbesitz der römischen Kirche, der freilich seit Gregors des Großen Zeiten gewaltig angewachsen war. Auch was er sonst aus der eigenen Diözese an Gefällen und Abgaben bezog, reichte kaum für die notwendigsten Bedürfnisse aus. Eine bedeutende Einnahmequelle bildete der Peterspfennig, die schon seit dem 9. Jahrhundert von den englischen Königen angeordnete Abgabe an den päpstlichen Stuhl, die bald auch von den nordischen Reichen, von Ungarn und den benachbarten Gebieten geleistet wurde, während Frankreich, Spanien und Deutschland sich ablehnend verhielten. Dazu kamen weiter die Gebühren, die der Papst für die Weihe oder Bestätigung der Bischöfe oder für die Verleihung des Palliums, des in Rom hergestellten erzbischöflichen Schulterschmucks, beanspruchte. Endlich brachte die Ausübung der kirchlichen Gerichtsbarkeit in höchster Instanz und das Recht der Dispensation von kirchlichen Gesetzen viel Geld nach Rom, wenn auch gerade auf diesem Gebiete die wachsende Käuflichkeit der römischen Behörden den Widerspruch wachrief, dem schon im 12. Jahrhundert der Oxforder Diakon Walter Mappes in diesen Versen Ausdruck gab:

„Willst zu Romas Richterstuhl du die Schritte lenken,
Magst du nur in erster Reih' folgendes bedenken.
Rom wird stets, gibst du kein Geld, um dein Recht dich kränken;
Recht erhälst du nur, wenn du Rom dein Geld wirst schenken.

Mit solcher Ausrüstung ließ sich der Kampf um die Weltherrschaft wagen, und glückliche Umstände unterstützten das Wagnis. Seit dem 11. Jahrhundert war in der abendländischen Christenheit die Sehnsucht nach den heiligen Stätten im Orient und der Zorn darüber, daß sie sich in den Händen der Ungläubigen befanden, immer lebhafter geworden. Die Päpste haben die Bewegung zu organisieren gewußt. Schon Sylvester II. hatte den Gedanken des Kreuzzugs gefaßt, und Gregor VII. sich in der Zeit vor dem Bruche mit Heinrich lebhaft damit beschäftigt; er hat dem König einmal geschrieben, er selbst wolle an der Spitze eines Heeres nach Palästina ziehen. Greifbare Gestalt gewannen solche Pläne erst unter Urban II. Den Anteil, den der fromme Einsiedler von Amiens am Zustandekommen des heiligen Krieges gehabt haben soll, hat nüchterne Forschung auf ein sehr bescheidenes Maß herunterrücken müssen. Um so höher ist der Anteil des Papstes einzuschätzen, der in der Versammlung zu Clermont (1095) das „Dieu le veut“ entfesselte und der Begeisterung durch das Versprechen vollkommenen Ablasses für alle Kreuzfahrer den rechten Nachdruck zu geben verstand. Die Eroberung Jerusalems hat Urban nicht erlebt, aber der glückliche Ausgang des kriegerischen Unternehmens, das einen neuen Abschnitt in der europäischen Völkergeschichte eröffnet, hat auch dem päpstlichen Stuhle neuen Glanz verliehen.

Freilich brachte das 12. Jahrhundert zunächst trübe Zeiten. Das Papsttum wurde wieder einmal zum Spielball in den Händen des römischen Adels, und Innocenz II. (1130–43) bedurfte der Hülfe Lothars von Supplinburg, um nach Rom zurückkehren zu können, von wo ihn die Pierleoni und ihr Papst Anaklet vertrieben hatten. Aber es ist überhaupt eine Zeit der Gährung, überall regt sich neues, und die Männer am Steuerruder der Kirche stehen ihm noch ratlos gegenüber. In Frankreich erblüht wissenschaftliches Leben. Der kühne Abälard klärt in seiner Schule auf dem Genovefaberge zu Paris hunderte von Zuhörern darüber auf, daß nicht alles Gold ist im Schatz der kirchlichen Überlieferung; mit kecker Kritik reizt er die großen Mönche, einen

Norbert von Xanten, einen Bernhard von Clairvaux, aber die Jugend jubelt ihm zu. In verborgenen Konventikeln raunen sich die Frommen in's Ohr, daß dies ganze verweltlichte Kirchenwesen mitsamt seinem Herrn in Rom vom Teufel sei; Schwärmer durchziehen die Lande und predigen den Widerstand gegen die kirchliche Obrigkeit. Das Papsttum selbst aber wird betroffen durch die Ausdehnung, die die in Oberitalien längst heimischen Bestrebungen nach städtischer Selbstherrlichkeit durch den Versuch erfahren, in Rom eine Republik zu errichten. In den Straßenkämpfen, die die heilige Stadt durchwühlen, ist Papst Lucius II. (1144 – 45) durch einen Steinwurf ums Leben gekommen. Die demokratischen Pläne aber der Führer der römischen Bürgerschaft erhalten ihre christliche Weihe durch den Idealismus Arnolds von Brescia, des Asketen, von dem Bernhard, die Stelle der Schrift parodierend, sagte: „Es kam ein Mann, der aß nicht und trank nicht, aber mit dem Teufel dürstete er nach dem Blute der Seelen". Er ward der Apostel der Massen, die ihm zujauchzten, wenn er Papst und Geistlichkeit die weltlichen Machtbefugnisse absprach, denen er aber seine ernste, weltflüchtige Gesinnung nicht aufzudrücken vermochte.

Inzwischen drohten wieder Verwicklungen mit dem deutschen Königtum. Das Haus der Stauffer war unter Verhältnissen hoch gekommen, die es der Kirche verpflichteten; Konrad III. (1138 – 52) verdankte es kirchlicher Hülfe, daß er den welfischen Gegner als Thronkandidat ausstach. Er hat in die italienischen Wirren nicht eingegriffen. Wiederholte Aufforderungen der Römer, über die Alpen zu ziehen und sich die Krone von Volkes Gnaden reichen zu lassen, ließen ihn kühl. Noch weniger Glück hatten sie bei seinem Sohne, Friedrich dem Rotbart (1152—90), dessen imperatorisches Selbstgefühl sie dadurch verletzten, daß sie ihm zu Gemüte führten, er habe es zu Unrecht versäumt, bei seiner Wahl zum Könige die Bestätigung Roms, der Herrin der Welt, der Schöpferin und Mutter aller Kaiser, einzuholen. Die Antwort auf solche lächerliche Zumutung war der Vertrag, den Friedrich 1153 mit Papst Eugen III. schloß. Die darin zugesagte Unterwerfung der Stadt auszuführen, war der Zweck seines

ersten Römerzuges. Arnold von Brescia endete am Galgen. Friedrich aber wurde von Hadrian IV. zum Kaiser gekrönt.

Das gute Verhältnis zwischen Kaiser und Papst erfuhr bald bedenkliche Störung. Hadrian (1154–59), ein Engländer von Geburt, war aus anderem Holz geschnitten als sein Vorgänger, der unter dem Einfluß des frommen Abtes von Clairvaux niemals recht zur Freude an der Ausübung weltlichen Herrscheramtes hatte kommen können. Er hat nur wenige Jahre regiert, aber in dieser kurzen Zeit gezeigt, daß er sich stark genug fühle, die gregorianischen Überlieferungen wieder aufzunehmen. Friedrich dagegen lebte der Idee, das altchristliche Kaisertum wieder aufzurichten, als dessen glanzvollster Vertreter ihm Justinian erschien. Im Sinne des justinianischen Rechtes ließ er sich auf den Feldern von Roncaglia seine kaiserlichen Hoheitsrechte bestätigen. Aber er hatte dabei weder mit der fortgeschrittenen Selbständigkeit der oberitalienischen Städte noch mit der Erstarkung des Papsttums gerechnet. Jene vermochte er nur vorübergehend zu Boden zu werfen, um dann die empfindlichste Niederlage zu erleiden; dieses trat dem Kaiser mit der Vollgewalt seiner apostolischen Ansprüche gegenüber, die dem lebenden Geschlecht ganz fremd geworden war.

Wie einst Hildebrand unter Alexander II., so war der Kardinal Roland, der sich als Hadrians Nachfolger Alexander III. (1159–81) nannte, schon unter seinem Vorgänger die Seele der päpstlichen Regierung gewesen. Er war ein angesehener Jurist, der als Professor in Bologna einen der ersten Kommentare zu der gegen die Mitte des Jahrhunderts von dem Kamaldulenser Gratian veranstalteten und bald als klassisch anerkannten Bearbeitung des Kirchenrechts, dem sogenannten „Decretum Gratiani“, geliefert hatte. Auch als Theologe hat er sich versucht in einem dogmatischen Lehrbuch, das nach Abälards Methode, wenn auch nicht in Abälards Geist geschrieben war. Hadrian betraute den Kanzler der Kirche mit den wichtigsten Missionen. Bei einer solchen überbrachte er auf dem Reichstag zu Besançon 1157 dem Kaiser jenes anmaßende päpstliche Schreiben, das Friedrich so in Zorn versetzte, daß er die Gesandten hinauswarf. So kam

zu dem sachlichen von vorne herein ein persönlicher Gegensatz. Friedrich haßte den Papst, dem er sofort in Viktor IV. – und nach dessen Tode in Paschalis III. – einen Gegenpapst setzte; Alexander bannte den Kaiser und wußte sich die Anerkennung der Könige von Frankreich und England zu erhalten, die durch Friedrichs auch ihnen gegenüber betätigtes selbstherrliches Auftreten ohnehin verstimmt waren. In Frankreich fand er auch Zuflucht, als der erzürnte Rotbart nach Italien zog, um seine Widersacher zu strafen.

Es war doch ein furchtbarer Schlag, der den Kaiser traf, als die Giftkeime der römischen Campagna sein sieggewohntes Heer angriffen und aufrieben. Man liest es immer wieder mit innerster Teilnahme, daß mehr als ein Dutzend von Friedrichs Generalen und Staatsmännern der Seuche erlagen, darunter so mancher Bischof, der treu zu ihm stand, zuletzt auch sein Kanzler, der Kölner Erzbischof, nach dem man die ersten Regierungsjahre Friedrichs wohl „das Zeitalter Reinalds von Dassel“ genannt hat. Und es war, als hätte ihn das Glück nun ganz verlassen. Die Städte gründeten Alessandria, die Hochburg der italienischen Opposition. Heinrichs des Löwen nicht mehr zweideutige Haltung verschuldete die Niederlage von Legnano. Alexanders Boten wanderten durch Deutschland und hetzten gegen den Kaiser, den diese Schicksalsschläge allmählich ganz verwirrten und zerrieben. Die Szene, die sich im Juli 1177 auf dem Markusplatz zu Venedig abspielte und die auf einem großen Wandbild im Dogenpalast verewigt ist, ist doch ein neues und – seien wir ehrlich – viel schlimmeres Canossa: nicht weil der vom Bann gelöste Friedrich dem Papst die herkömmliche Ehrung des Fußkusses erwies, sondern weil er es tat mit dem Wurm im Herzen, daß er der Unterlegene war. Für ihn versank sein Ideal.

Alexander III. aber erhob sich aus diesen Wirren mächtiger als je ein Papst. War doch der Sieg über den Kaiser nur einer, freilich der größte der Erfolge, die er errang. Am Grabe des ermordeten Heiligen von Canterbury leistete der englische König die ihm vom

Papſte auferlegte Buße. Dem neuen portugieſiſchen Königtum Alfons' I. gab Alexander ſeinen Segen und wies in feierlicher Bulle die Anſprüche Kaſtiliens und Leons zurück. Die Synode aber, die er im Jahre 1179 im Lateran abhielt, war wirklich ein ökumeniſches Konzil, zu dem auch die wenigen mit Rom uniert gebliebenen morgenländiſchen Chriſten ihre Vertreter entſandt hatten.

Wir ſtehen unmittelbar unter dem Gipfel. Von Alexander III. zu Innocenz III. (1198–1216), der, wenn nicht der größte, jedenfalls der glücklichſte aller Päpſte war, iſt nur ein Schritt. Vierhundert Jahre ſind vergangen, ſeit König Karl ſich im Petersdom die Kaiſerkrone aufſetzte. Jetzt verfügt der Nachfolger jenes Leo, der Gott danken mußte, daß er dem Königsgericht entgangen war, über die deutſche Krone und findet keinen Widerſpruch, wenn er behauptet, daß das Reich im erſten und im letzten Grunde vom apoſtoliſchen Stuhl abhänge. Als handle es ſich um ein ſcholaſtiſches Thema, ſo wägt er die Rechtstitel Philipps von Schwaben, des Welfen Otto und des ſtauffiſchen Knaben, deſſen Vormund er iſt, gegen einander ab, und als Otto, dem er den Vorzug gibt, ſich nicht ſo willfährig erweiſt wie der Papſt gehofft hat, da ſetzt er ihn ab und tut ihn in den Bann. In ſeinem Auftrag iſt der nun 17jährige Friedrich II. nach Deutſchland gezogen, um den Spruch durchzuſetzen, und hat in der goldenen Bulle von Eger (1213) alle geiſtlichen und weltlichen Anſprüche des Papſtes unter Zuſtimmung der Fürſten beſtätigt.

Innocenz hat es ausgeſprochen, daß der Herr dem Petrus nicht nur die Kirche, ſondern die ganze Welt zu regieren befohlen habe, und die Wirklichkeit entſprach dieſem Satze. Die Könige aller Länder mußten ſich vor dem Papſte beugen. Er herrſchte in Portugal, nicht Sancho; Peter von Aragon holte ſich von ihm die Krone, wie der Bulgarenfürſt es tat. Als Philipp Auguſt von Frankreich ihm trotzte, verhängte er über das Land das Interdikt, und die Glocken hörten auf zu läuten. Der engliſche König aber, Johann „ohne Land", bekannte ſich öffentlich als päpſtlicher Untertan und nahm vom Papſt das Reich zu Lehen, das dieſer ihm abgeſprochen hatte.

Freilich zeigte sich gerade hier die Schranke auch der päpstlichen Macht: einen jämmerlichen König hatte Innocenz geknechtet, die englischen Barone aber schufen sich in der Magna Charta das Grundgesetz des englischen Staates, gegen das der Römer vergeblich protestierte.

Von gleicher Bedeutung war des Papstes Einwirkung auf die morgenländischen Verhältnisse. Er verband das Erbe des zu früh ins Grab gesunkenen großen Kaisers Heinrichs VI. (1190–97) mit den Gedanken Gregors VII., als er von neuem das Kreuz predigen ließ; und wenn es auch nicht in seinem Sinne war, daß das große Unternehmen sich nicht das heilige Land, sondern die byzantinische Hauptstadt zum Ziele setzte, so hat doch gerade die Errichtung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel einen besonderen Glanz über seine Regierung gebreitet. Den Höhepunkt dieser Regierung und damit den Höhepunkt päpstlicher Machtentfaltung überhaupt bedeutet aber das vierte Laterankonzil (1215), die größte Kirchenversammlung, die die Welt gesehen hat, zu der nicht nur weit über tausend kirchliche Abgeordnete aus Nord und Süd, aus Ost und West, sondern auch die Gesandten der weltlichen Fürsten zusammenkamen. Und nicht nur als Repräsentationsversammlung ist dieses Konzil im Gedächtnis der Völker lebendig geblieben. Es hat den Schlußpunkt gesetzt hinter manches, was die Kirche seit langem abzuschließen gedachte: die Lehre von der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi hat hier ihre amtliche Fassung erhalten, und die Bestimmungen über die österliche Beichte wurden endgültig geregelt.

In der Vorrede zu einer von ihm selbst veröffentlichten Sammlung seiner Predigten hat Innocenz geschrieben: „Ich bin mit Geschäften so überhäuft, daß ich allem einzelnen unmöglich gerecht werden kann. Überirdischem sinne ich unablässig nach, aber man läßt mir kaum die Zeit zum Atmen. So sehr werde ich für andere in Anspruch genommen, daß ich mir selber fast entfremdet bin". Dieses Bekenntnis darf man, wenn man den Papst beurteilt, so wenig außer Acht lassen wie das Programm, das er in der Predigt am Tage seiner Weihe auseinandersetzte. Herrschen und Dienen, meint er, ergänzen sich.

Daß der Papst dient, ist seine persönliche Angelegenheit und etwas, was er mit allen Christen gemein hat; herrschen ist seine als des Statthalters Gottes Prärogative. Der als Papst Königen Befehle gab, hatte als Kardinaldiakon in besonderer Abhandlung auseinandergesetzt, daß man die Welt verachten müsse, und hatte vor den Nichtigkeiten gewarnt, denen nachzujagen das Elend des Menschenschicksals ausmache. Als Papst aber hat er gerade den religiösen Bestrebungen, an denen seine Zeit so reich ist, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Zwar waren ihm Ketzer ein Greuel, gegen die Albigenser hat er das Schwert aufgeboten, und selbst von den frommen Waldensern wollte er nichts wissen, weil sie unbevormundet auf absonderlichem Wege zu Gott gelangen wollten. Aber gottesfürchtigen Laien, die die Welt zur Buße aufriefen, gab er gerne Vollmacht, wenn sie nur zusagten, sich nicht über die Ordnungen der Kirche hinwegzusetzen, und als Franz von Assisi, aus dessen Worten die Zukunft zu ihm sprach, ihn um seinen Segen bat, hat er damit nicht zurückgehalten. Es ist denkwürdig, daß er — am 16. Juli 1216 — sein Haupt in Perugia zur letzten Ruhe legte, er, der glanzvollste aller Nachfolger des Apostels, an der Stätte, an der das Evangelium der Armut gerade damals mit neuen Zungen gepredigt wurde.

Auf dem Laterankonzil war ein neuer Kreuzzug beschlossen worden. Im Juni 1217 sollten sich die Heerfahrer von Sizilien aus einschiffen; Kaiser Friedrich II. sollte ihr Führer sein. Innocenz erlebte die Erfüllung dieses Wunsches nicht, aber auch Honorius III., sein Nachfolger (1216–27), hat vergeblich darauf gewartet. Der Kaiser hielt nicht, was er bei seiner Krönung in Aachen versprochen hatte. Wie ist es dazu gekommen?

In den Jahrhunderten, die wir durchmessen haben, hatten Kaiser und Papst oft die Klingen gekreuzt. Aber die deutschen Könige vor Friedrich II., die mit dem Papsttum in Fehde gelegen haben, waren alle mit Achtung vor der Institution als solcher erfüllt. Im Papst verehren sie den Nachfolger Petri, nur daß sie ihn nicht in ihre Machtsphäre eingreifen sehen wollen. In der Kirche sehen sie, trotz aller Zornaufwallung des Augenblicks, die

Mutter der Christenheit, und an dem Christentum selber hängen sie mit gläubigem Gemüt. Mit Kaiser Friedrich II. steht es anders: er steht dem Christentum nicht gläubig, sondern skeptisch gegenüber; er sieht in der Kirche nicht die Mutter, sondern die zudringliche Aufseherin, im Papste aber den überzeugten oder auch nicht überzeugten Verfechter alles dessen, was der Ausbreitung wahrer Zivilisation, was der Vermehrung von Kultur und Wissenschaft unter den Menschen im Wege ist. Er war nicht umsonst in Sizilien geboren, dem gelobten Lande der Religionsmischung; nicht umsonst hatte er die Vorliebe für arabisches Wesen eingesogen. An seinem Hofe verkehrten die Philosophen, und Naturkunde stand ihm höher als scholastische Theologie. Nicht als wäre er den letzten Fragen, die den Menschengeist erregen, aus dem Wege gegangen; aber er suchte eine Antwort, die seiner Vernunft einleuchtete, und wies es zurück, auf Autorität hin anzunehmen, was seiner Seele dienlich sei.

Und wieder prallten die Gegensätze hart auf einander. Zwar Honorius wurde von Friedrich nur zum Narren gehalten; aber in Gregor IX. (1227–41), Innocenzens Neffen, erstand dem Kaiser ein Gegner anderer Art. Schon wenige Monate nach seiner Stuhlbesteigung sprach er den Bann über Friedrich, der immer wieder nach Vorwänden suchte, um den lästigen Kreuzzug hinauszuschieben, durch den ihm wichtigere Aufgaben gestört erschienen. Und da geschah etwas Unerhörtes! Als ob ihn der Gedanke reize, dem Papste Hohn zu sprechen und mit dem kirchlichen Fluch beladen ins heilige Land zu ziehen, stach Friedrich nunmehr in See, und was frühere Kreuzfahrer nur mit Blut oder gar nicht hatten erkaufen können, erreicht er ohne Schwertstreich: die heiligen Stätten werden den Christen zurückgegeben. Die Krone von Jerusalem aber setzt der Gebannte sich selbst aufs Haupt. Bald ist er zurück, er treibt des Papstes Truppen zu Paaren und zwingt ihn, den Bann von ihm zu nehmen. Dann widmet er sich von neuem seinem sizilischen Reich, aber auch dem Kampf mit den widerspenstigen lombardischen Städten. Es vergeht ein Jahrzehnt. Da bannt Gregor den Kaiser von neuem,

Friedrich beantwortet den Schritt mit einer Rechtfertigung, die einer Herausforderung gleichkommt, und nunmehr wirft der Papst den letzten Rest von Zurückhaltung von sich und schleudert dem Kaiser Vorwürfe ins Gesicht, die alles hinter sich lassen, was bisher ein Papst einem Kaiser zu sagen gewagt hatte. Er vergleicht ihn mit dem Tier der Offenbarung Johannis; er wirft ihm Verrat an der Kirche vor, schlechte Behandlung ihrer Anhänger, meineidiges Verhalten gegenüber früheren Versprechungen, endlich Ketzerei und Gotteslästerei:

„Indem der Kaiser es ausspricht, daß er von Uns, dem Statthalter Christi, nicht gebannt werden könne, tut er selber kund, wie schlecht er auch von den übrigen Hauptstücken des christlichen Glaubens denkt. Sollte aber jemand zweifeln, daß er sich in die Worte seines eigenen Mundes verstrickt habe, der höre zum siegreichen Beweise der Wahrheit: dieser König der Pestilenz behauptet – wir bedienen uns seiner eigenen Worte – die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Muhammed und Christus, betrogen worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Kreuze hangend gestorben seien. Außerdem hat er mit lauter Stimme zu versichern oder vielmehr zu lügen gewagt: alle die seien Toren, die da glauben, der allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, sei von einer Jungfrau geboren worden. Diese Ketzerei stützt er auf den Irrtum, daß keiner ohne vorhergegangene Vereinigung des Mannes mit dem Weibe geboren werde, und daß der Mensch überhaupt nichts glauben dürfe, was sich nicht durch die Natur der Dinge und durch Gründe der Vernunft erhärten lasse."

Hat auch der Papst die Hauptbeschuldigung, das Wort von den drei Betrügern, niemals erweisen können und sich durch die Unvorsichtigkeit, mit der er die Anklage erhob, ohne Zweifel eine gefährliche Blöße gegeben, so waren seine Vorwürfe doch in der Hauptsache berechtigt. Friedrich II. war ein Ketzer, wenn je einer gelebt hat, und als der flüchtige Innocenz IV. (1243–54) auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1245) in feierlicher Rede den Kaiser seines Thrones verlustig erklärte, da tat er, was zu tun er sich kraft seines apostolischen Amtes berufen fühlen mußte. Es ist eines der wichtigsten Anzeichen der schon beginnenden kirchlichen Zersetzung, daß einem solchen Kaiser, trotzdem nicht nur der Bann der Kirche, sondern der des Himmels auf ihm zu ruhen schien, die Freunde treu blieben, bis er ins Grab sank.

Wir kehren noch einmal zu Gregor IX. zurück. Seine Regierung, so gewiß ihr der äußere Glanz fehlt, der Innocenz III. in so helle Beleuchtung rückt, hat für die Kirche einschneidende Ereignisse gezeitigt. Er ist der eigentliche Förderer der Bettelorden. Zwar hat schon Honorius III. die Orden der Dominikaner (Predigerbrüder) und Franziskaner (Minoriten, Minderbrüder) bestätigt; aber der Protektor der Minderbrüder war Ugolino, der Kardinalbischof von Ostia, der künftige Gregor. Er hat den bergeversetzenden Glauben des Heiligen von Assisi, dem er der treueste Freund gewesen ist, durch die kluge Einsicht des Kirchenfürsten ergänzt und hat in erster Linie dazu beigetragen, seinem Ideal die Form zu geben, die ihm die Wirksamkeit in Kirche und Welt ermöglichte und verbürgte. Der Arbeit der Dominikaner aber, die ihr Stifter berufen hatte, die Ketzer zu bekehren, hat er dadurch die feste Grundlage geschaffen, daß er ihnen (1232) die bisher von den Bischöfen geübte Inquisition, d. h. das Untersuchungsverfahren gegen Irrgläubige, als im Namen des Papstes zu handhaben übertrug.

An dieser Maßregel klebt Blut, aber auch sie ist nur der Ausfluß apostolischer Hirtengewalt und wird auf die Schrift gegründet. Jene Rede von den beiden Schwertern, die zuerst im 11. Jahrhundert laut ward und der Bernhard von Clairvaux die klassische Fassung gab, ist inzwischen in den eisernen Bestand der päpstlichen Ansprüche eingeführt worden. Beide Schwerter gehören der Kirche, auch das weltliche: denn der Herr hat (Ev. Matth. 26, 52) zu seinem Jünger nicht gesagt: Wirf dein Schwert von dir, sondern: „Stecke dein Schwert an seinen Ort". Nicht entäußern also soll sich die Kirche des weltlichen Schwertes, nur gebrauchen soll sie es nicht; sie hat seine Handhabung der weltlichen Gewalt übergeben, die es in ihrem Namen und darum nur in ihrem Sinne zu führen hat. Bezeugt doch, wie eben Gregor IX. geschrieben hat, Konstantins Schenkung, daß der auch die irdischen Dinge regieren soll, dem Gott die himmlischen zu leiten aufgetragen hat.

Das päpstliche Kirchenrecht, das in diesem Anspruch gipfelt, ist wiederum durch Gregor zum ersten Male amt-

lich zusammengestellt worden (1234). Als Rafael im Auftrag Julius' II. den Saal, in dem die päpstlichen Erlasse gesiegelt wurden, ausschmückte, hat er die Erteilung des geistlichen und des weltlichen Rechtes auf zwei Bildern verewigt: links übergibt Kaiser Justinian das römische Gesetzbuch dem Tribonian, rechts Gregor IX. das seine einem seiner Rechtsgelehrten. Was einst Gelasius, seiner Zeit voraus eilend, gesagt, was Gregor VII. Wilhelm von England gegenüber wiederholt hatte, es scheint zur Wahrheit zu werden: vom Papsttum empfängt das Kaisertum sein Licht, wie der Mond von der Sonne.

Und noch eines ist von Bedeutung. Gregor IX. hat auch der mächtig aufstrebendem theologischen Wissenschaft ihre vornehmste Stätte bereitet. An der neu gegründeten Universität Paris, deren Verhältnisse der Papst durch eine Bulle (1231) regelte, hatten die Theologen das Übergewicht. Hier studierten oder lehrten die großen Leuchten der dominikanischen und franziskanischen Scholastik, ein Alexander von Hales, Albertus Magnus, Bonaventura und Thomas von Aquino. Thomas aber war es, der den Gedanken der päpstlichen Weltherrschaft auch theologisch fixierte. Vor ihm hatten sich die Theologen über die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit bestenfalls zurückhaltend geäußert. Thomas hat sie dogmatisch begründet, gestützt auf das gregorianische Kirchenrecht und auf eine von ihm nicht durchschaute Fälschung, die ihn glauben machte, daß schon die Väter des vierten und fünften Jahrhunderts diese Lehre vertreten hätten. Thomas hat auch den Satz geschrieben, daß es zum Seelenheil gehöre, dem Papste untertan zu sein. Damit ist das Höchste gesagt und der Gipfel erklommen.

Da pocht das Schicksal an die Pforte.

8. Die babylonische Gefangenschaft und der kirchliche Parlamentarismus.

Als Innocenz IV. in Frankreich vom Tode Friedrichs erfuhr, mochte er aufatmen; er war von einem gewaltigen Gegner erlöst. Sofort kehrte er nach Italien zu-

rück; im Triumph durchzog er Ober- und Mittelitalien, doch sah ihn seine Hauptstadt erst nach Jahren wieder. Seine Lage war schwierig: mochte er auch noch so sehr überzeugt sein, um in seinen Worten zu reden, daß der ewige König und Priester nach der Weise Melchisedeks ihm die Alleinherrschaft übertragen habe, er mußte zunächst froh sein, wenn man ihm half, die stauffische Drachensaat zu vernichten. Er bot die Krone von Sizilien erst einem englischen Prinzen an, der dankend ablehnte; dann Karl von Anjou, aber die Unterhandlungen zerschlugen sich. Manfred ward immer mächtiger, und Innocenz starb. Sein Nachfolger, Alexander IV. (1254–61), war nicht glücklicher. Erst Urban IV. (1261–64) hat Karl zur Annahme der Krone zu bewegen vermocht. Ob man ihn darum in die Reihe der weltgeschichtlich bedeutsamen Päpste stellen darf, mag dahingestellt bleiben, denn er führte nur einen Gedanken aus, der nicht seinem Haupte entsprungen war. Aber die Tatsache selbst ist von größter Bedeutung. In Friedrich II. hatte sich das Geschick des Weltkaisertums erfüllt; andere Mächte traten an seine Stelle. Das Emporkommen der Anjous in Neapel und das Erstarken des französischen Königtums führen eine zukunftsschwangere Wendung in der politischen Geschichte herauf; der Schwerpunkt hat sich verschoben. Aber es fragt sich, ob das Papsttum dabei gewinnen wird. Daß Karl von Anjou und sein Bruder Ludwig von Frankreich, den der Heiligenschein umfließt, fromme Christen und devote Anhänger der Kurie waren, bot nur eine augenblickliche Gewähr. Es konnten andere Zeiten kommen, – und sie sind gekommen.

Die kirchliche Lage war für die Kurie ohnehin recht unerfreulich. Die Franziskaner strengster Observanz zürnten, daß ihnen die Päpste in ihre Satzungen hineinredeten und alles aufboten, dem Orden dasjenige Maß von Seßhaftigkeit abzuringen, das sich mit seinen Grundsätzen irgend vertrug. Die Anfänge dieses Widerstreits gehen bis in die Zeiten Gregors IX. zurück. Unter Innocenz IV. verschärfen sich die Gegensätze; und die Kämpfe der letzten Jahre Friedrichs sind nicht zu verstehen, wenn man sie nicht berücksichtigt. Es ist höchst merk-

würdig zu beobachten, wie die Eiferer beginnen, den ungläubigen Kaiser mit einer Glorie zu umhüllen, der Glorie freilich der Zuchtrute für das verweltlichte Papsttum. Und als der große Kirchenfeind im Grabe liegt, da richtet sich ihre Hoffnung darauf, daß er wiederkehren werde, um seines Gerichtsamtes zu walten. Sie rechnen heraus, daß im Jahre 1260 die drei Zeiten und eine halbe erfüllt sein werden, von denen die Offenbarung Johannis (12, 14) spricht, und leben des Glaubens, daß das Ende aller Dinge nahe bevorstehe. Mit fieberhafter Ungeduld erwarten sie die Katastrophe und schüren die Aufregung in den Massen. Das kritische Jahr bricht an, kein Friedrich kommt und der Stuhl Petri wankt nicht, aber die Welt erlebt zum erstenmal das Schauspiel jener Geißlerfahrten, die sich von Perugia aus, dem Herd der franziskanischen Bewegung, über die Lombardei, bald auch nach Rom, dann über die Alpen nach der Provence und Deutschland bis hin nach Ungarn und nach Polen ergießen. Jahrzehntelang hält die Erregung an; auch dann ist sie nicht eigentlich erloschen, sondern hat nur die Gestalt gewechselt.

Bald sollte es sich zeigen, ob das Papsttum den Anspruch auf die Weltherrschaft, den es den Stauffern gegenüber mit wechselndem Glück, aber doch in der Hauptsache siegreich verfochten hatte, auch unter den veränderten Verhältnissen werde aufrechterhalten können. Den Stuhl des Petrus bestieg Bonifaz VIII. (1294 – 1303), der der Tiara, der päpstlichen Bischofsmütze, zum ersten Male die Gestalt der Krone gab. Neuere Forschung ist nicht ohne Glück bemüht gewesen, aus dem Charakterbild des Mannes, das erbitterte Zeitgenossen in den schwärzesten Farben gemalt haben, die dunkelsten Schatten zu beseitigen. Aber seine an Größenwahn grenzende Maßlosigkeit bleibt doch bestehen wie seine boshafte Lust an Spott und Hohn, die doch gewiß kein Zeichen guter Art ist. Es kann kein Zufall sein, daß dem jämmerlichen Zerschellen seiner Lebensarbeit die Tragik fehlt, die anderen weltgeschichtlichen Dramen ihren unvergleichlichen Reiz verleiht.

Und ein solches Drama war es doch, was sich da abspielte zwischen dem Papst und dem französischen König, wie einst zwischen Heinrich und Gregor. Aber was bei Gregor groß ist, das mutet uns bei Bonifaz bizarrt an. Er hat nicht mit der Hingebung eines mit der Kraft von oben erfüllten Herzens für ein Ideal gekämpft, fehlte ihm doch jede religiöse Ader, sondern mit hartnäckiger Verbohrtheit auf seinem Schein bestanden, den einzulösen ihm die Mittel fehlten. Auch Philipp der Schöne ist gewiß keine reine Figur. Rücksichtsloser Despotismus und völlige Skrupellosigkeit beherrschen ihn. Aber was er mit dem ganzen Egoismus des Gewaltmenschen für sich und seine Krone erstrebte, das ist doch dem Fortschritt zu gute gekommen. Er hat es verstanden, seinen Großen und durch sie auch breiteren Schichten des Volkes den Widerwillen gegen klerikale Bevormundung so tief einzuprägen, daß er niemals wieder verschwunden ist. Es war widersinnig, daß der Papst, auf kirchliche Rechtstitel einer vergangenen Zeit pochend, diesem Könige es untersagen wollte, die Güter des Klerus zur Besteuerung heranzuziehen, wenn es die kriegerische Ehre der Krone erforderte. Man braucht nur die Streitschriftenliteratur dieser Zeit mit der des gregorianischen Zeitalters zu vergleichen oder die überlegene Sicherheit zu prüfen, mit der die französische Kanzlei die päpstlichen Drohbriefe lächerlich zu machen verstand, um zu wissen, auf welcher Seite der Sieg winkt. Im Lichte dieser Betrachtung verliert auch die berühmte, um nicht zu sagen berüchtigte Bulle „Unam sanctam“ (nämlich ecclesiam) vom 18. November 1302 ihren aufregenden Charakter, jene Bulle, in der Bonifaz noch einmal die Ansprüche der geistlichen Gewalt auf die Oberhoheit über die weltliche mit schneidender Schärfe, als fühle er, daß es zu spät sei, zusammenfaßte. Für uns enthält sie nichts Neues und nichts, was dem Papste eigentümlich wäre, es sei denn die kleine Bosheit, daß die Kirche nur ein Haupt haben könne, nicht zwei, weil sie dann ein „Monstrum“ wäre. „Weide meine Lämmer“, tönt es uns entgegen; der Prophet Jeremias bezeugt: „Siehe, ich setze dich heute über Völker und Königreiche“, der

Apostel Paulus: „Der geistliche Mensch richtet alles, er selbst aber wird von niemandem gerichtet". Die Theorie von den zwei Schwertern wird breit ausgesponnen. Und damit auch die Theologie nicht zu kurz komme, schließt das Schriftstück mit dem Satz des Thomas, daß der Gehorsam gegen den Papst zum Seelenheil des Menschen gehöre.

Philipp aber versammelte seine Stände. Feierlich ließ er den Papst anklagen, nicht nur wegen erwiesenen Hasses gegen Frankreich, sondern auch wegen persönlicher Laster; nicht einmal den Vorwurf der Ketzerei ersparte er ihm: er glaube nicht an die Unsterblichkeit und leugne die Wirklichkeit der Wandlung im Abendmahl. Der von vortrefflichen Rechtsgelehrten beratene König appellierte — zum ersten Male wird dieser Ruf laut — an ein allgemeines Konzil und an den rechtmäßigen, künftigen Papst. Aber er tat noch mehr. Durch seinen Kanzler Wilhelm von Nogaret ließ er den Papst verhaften, der in Anagni weilte und dort Bann und Interdikt gegen das verbrecherische Land und seinen König vorbereitete. Bonifaz entkam der Haft und gelangte nach Rom zurück, aber einige Wochen darauf (11. Oktober 1303) erlag er dem schweren Steinleiden, das ihn seit langem quälte. Man erzählt, er habe im Fieber den Kopf wider die Wand gestoßen.

Wir werden kaum übertreiben, wenn wir die Bulle „Unam sanctam" als den Schwanengesang der Idee von der Oberherrschaft des geistlichen Prinzips auch in weltlichen Dingen bezeichnen. Noch oft ist freilich die Botschaft an die Völker ergangen, aber sie fand den Glauben nicht, der allein ihr ein lebenskräftiges Dasein verbürgen konnte. Und auch der Traum der großen Imperatoren von einer christlichen Universalmonarchie ist ausgeträumt. Zwar hat noch Dante eine Lanze für das Kaisertum als eine göttliche Stiftung gebrochen, aber gerade bei ihm sieht man den Umschwung sich deutlich vorbereiten; nicht aus der Hand des Papstes, vom Volke empfängt der Kaiser seine Krone.

Wenn man von jener Bulle zu dem merkwürdigen Buche greift, dem seine Verfasser, die Pariser Gelehrten

Marsilius aus Padua und Johannes aus Jandun, den Titel: „Defensor Pacis“ („Friedenshort“) gegeben haben, so kann man den Abstand der Zeiten ermessen. Dort Variationen eines für die Jahrtausende bestimmten Themas in abgenutzten Schlagwörtern, hier ein freilich auch aus altem Material gefügter, aber ganz neu ausgestatteter Gedankenbau. Marsilius hat seinen Aristoteles mit anderen Augen gelesen als Thomas. Das Volk ist der Träger aller staatlichen Rechte, die Fürsten sind seine Beauftragten und ihm Rechenschaft schuldig. Dafür sind sie mit ausgedehnten Vollmachten ausgerüstet, und die Kirche vor allem hat ihnen nichts dreinzureden. Sofern diese Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen ist, trägt sie göttlichen, übernatürlichen Charakter; aber sie ist eine geistliche Anstalt mit geistlichen Befugnissen. Die Tür zu Gott erschließt der Priester, auf Erden hat er nicht zu richten, auch nicht der Papst, dessen sogenannte Amtsgewalt auf erschlichenen Rechtstiteln beruht: denn Petrus hatte keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln, und Nachfolger der Apostel sind alle Bischöfe. Ihnen, nicht aber dem Papst, steht darum zu, in allgemeiner Versammlung, an der teilzunehmen auch die Laien berufen sind, über Glaubensfragen, und allein über diese, zu entscheiden.

Als diese ketzerischen Gedanken im Jahre 1326 am Hofe Ludwigs des Bayern vorgetragen wurden, dem sie zuerst Entsetzen einflößten, um schließlich seine von kirchenpolitischen Erwägungen getragene und keineswegs uneingeschränkte Zustimmung zu finden, war Rom schon seit Jahrzehnten ohne Papst. Bonifazens zweiter Nachfolger, Klemens V. (1305–14), hatte 1309 seine Kurie nach Avignon verlegt, das damals dem König von Neapel gehörte und 1348 an die Kurie verkauft wurde, in deren Besitz es bis zum Ausbruch der französischen Revolution geblieben ist. Klemens war in allem, was er tat, vom französischen König abhängig; die Verdammung des Templerordens (22. März 1312), zu der der Apparat eines allgemeinen Konzils aufgeboten wurde, ist der schlimmste, kirchlich kaum zu rechtfertigende Ausfluß dieser Abhängigkeit. Aber nicht alle avignonensischen Päpste waren Schwächlinge, am wenigsten jener Johann XXII.

(1316–34), der als alter Mann zur Tiara gelangte und erst als neunzigjähriger Greis, widerwillig genug, sie fahren ließ. Die päpstlichen Prätensionen, mit denen er nicht nur König Ludwig ärgerte, die unbeugsame Härte, die er den weltfremden Theorieen der franziskanischen Eiferer entgegensetzte, und nicht zuletzt seine theologischen Willkürlichkeiten haben ihm ein ganzes Heer von Widersachern und ein schlechtes Andenken bei der Nachwelt geschaffen. Aber er überragt den Durchschnitt beträchtlich und liefert an seiner Person zum mindesten den Beweis, daß die alten Säfte noch nicht vertrocknet sind. Überhaupt aber waren diese avignonensischen Päpste meist besser als ihr Ruf; und ihr Ruf würde viel besser sein, wenn nicht das Mißverhältnis zwischen ihren Ansprüchen und ihrer äußeren Lage sie immer wieder hätte zu bedenklichen Mitteln greifen lassen. Sie brauchten Geld, und da sie nicht wußten, woher es nehmen, so stahlen sie es.

Schon unter Innocenz III. waren die Stimmen laut geworden, die die Kurie der Geldgier beschuldigten. Ein französischer Chronist nennt den Papst den Unersättlichsten der Sterblichen, und der deutsche Walther von der Vogelweide hat in ehrlichem Zorn den „Stock“ angefahren, den der Papst ins Land gesendet habe, damit er ihm Reichtum bringe. Vor den persönlichen Vorwürfen, die man gegen ihn schleuderte, schützte den großen Papst seine ganze Art. Aber wer über Fürsten und Völker herrschen will, der kann des Mammons nicht entraten. Zu Avignon, in der „babylonischen Gefangenschaft“, wars freilich mit dem Herrschen nicht weit her, aber der Herrscherwahn war geblieben, und kluge Leute mochten auch an die Zukunft denken, die bessere Tage bringen konnte. Verderblich aber wurde, daß mehr und mehr die allgemeinen Interessen hinter den persönlichen und den Interessen der Familie zurücktraten, die in dem Worte „Nepotismus“ beschlossen liegen; verderblich wurde das üppige Leben und die Korruption: unzertrennlich ist sie mit Fürstenhöfen verbunden, denn hier ist man auf den guten Willen einer Schar von Mietlingen mit gemeinen Trieben angewiesen. Man weiß nicht, was man mehr

bewundern soll, die Erfindungsgabe im Ersinnen neuer Steuern, die Geschicklichkeit in der Beitreibung oder die Gutmütigkeit der Besteuerten. Hunderttausende flossen so jahraus jahrein nach Avignon: einmalige Abgaben für die Bischofsweihen, die Früchte der Vakanzen, die man künstlich zu verlängern wußte, vor allem die Annaten (Jahrgelder), d. h. die aus den Einkünften des ersten Jahres von neubesetzten Bistümern und Abteien an die Kurie abzuführenden Abgaben. Natürlich hielten sich die zunächst Steuerpflichtigen an ihre Untergebenen, auch sie waren ja Fürsten und wollten standesgemäß leben. So wuchsen die Auflagen und mit ihnen die Erbitterung.

Die anstößigen Zustände wurden noch ärger, als nach der Übersiedelung Gregors XI. nach Rom (1377) nicht ohne Schuld seines unpolitischen Nachfolgers Urban VI. (1378–89) jenes Doppelpapsttum hervorgerufen wurde, das durch ein Menschenalter bestanden hat. In Rom herrschte der eine, in Avignon der andere Papst: die Völker waren in ihrer Anerkennung geteilt und somit auch die Einkünfte. Ohne jede Rücksicht auf kirchliches Empfinden schraubte Bonifaz IX. (1389–1404) die ihm aus den Ländern seiner Obödienz zukommenden Abgaben ins Ungemessene, schlug freigewordene Stellen, nachdem er den kleineren Bietern das Geld abgenommen hatte, dem Meistbietenden zu und erwarb sich dadurch solche Mittel, daß er dem von Frankreich bedrängten König von Neapel ein nicht verächtlicher Bundesgenosse ward.

Aber eben in Frankreich rüstete man sich jetzt, dem unerquicklichen Zustand ein Ende zu machen. Die Universität Paris machte sich zum Sprachrohr für diese Bestrebungen. Männer wie Heinrich von Langenstein, Pierre d'Ailly, Jean Charlier aus Gerson, Nikolaus von Clémanges weckten die öffentliche Meinung. König Karl VI., der gerade einen seiner lichten Augenblicke hatte, gab 1394 seine Zustimmung zu einem akademischen Gutachten, das zur Beseitigung des Schismas drei Wege in Vorschlag brachte: freiwilliges Zurücktreten beider Päpste und Neuwahl, Schiedsgericht, allgemeines Konzil. Die beiden ersten Wege führten nicht zum Ziel. Den Gedanken des Schiedsgerichts scheint man kaum erwogen zu ha-

ben, und abdanken mochte keiner der beiden Päpste, so lange er nicht sicher war, daß sein Gegner das gleiche tun werde. Als nun nach dem Tode des Avignonensers Klemens die Kardinäle, trotzdem sie immer wieder versichert hatten, alles zur Beilegung des Schismas tun zu wollen, in der Person Benedikts (XIII.) doch einen neuen Papst wählten, riß der französischen Regierung die Geduld. Man versagte dem Neugewählten die Anerkennung; da man aber keine Neigung hatte, dem Römer sie zuzubilligen, so kam es durch mehrere Jahre zur Verwaltung der französischen Kirche unter staatlicher Bevormundung, einer Art Staatskatholizismus, den auf die Dauer durchzuführen sich doch als unmöglich erwies.

So war nur der letzte der drei Wege übrig geblieben. Immer lauter wurde der Ruf nach einem allgemeinen Konzil, und längst war er über Frankreichs Grenzen hinübergedrungen. Die Zeit ward reif für die Reform. Die fortschreitenden Geister waren nicht mehr damit zufrieden, der Kirche in dem einen Papst die einheitliche Spitze wiederzugeben, sondern sie wünschten die Gelegenheit zu nutzen, um das Papsttum unter die Kontrolle der Kirche zu stellen: „Reformatio ecclesiae in capite et membris", Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, sofern die Verderbnis von oben sich mehr und mehr auch nach unten durchgefressen hatte, ward das vielgehörte Schlagwort. Mag England vorangegangen und mögen englische Ideen von den französischen Politikern aufgegriffen worden sein, durchschlagend wurde die französische Aktion. Es war von größter Tragweite, daß im Mai 1408 die Besetzung der Pfründen in der französischen Kirche und die Besteuerung des Klerus durch die Päpste für ungesetzlich erklärt wurde. Dieser Gallikanismus, allgemein ausgedrückt der Grundsatz der Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen gegenüber päpstlichem Einfluß, ist in den kirchenpolitischen Debatten auf der Tagesordnung geblieben.

Das Konzil von Pisa, das im März 1409 zusammentrat, ist in der Geschichte der Kirchenversammlungen insofern eine neue Erscheinung, als hier nicht nur Kardinäle und Patriarchen, Bischöfe und Äbte, sowie Gesandte

des Konzils vom 16. Nov. 1414 hatte er den Vorsitz geführt und die zweite, am 2. März 1415, eröffnete er mit dem Hochamt. Aber eben in dieser Sitzung mußte er die Urkunde verlesen, in der er den Verzicht auf sein Amt, gleichzeitigen Verzicht seiner Nebenbuhler vorausgesetzt, aussprach. Daß es ihm damit Ernst gewesen ist, darf man, trotzdem er gelobte und schwur, billig bezweifeln. Jedenfalls floh er nach drei Wochen aus Konstanz und teilte Sigismund von Schaffhausen aus mit, daß er gar nicht daran denke, sein Amt niederzulegen. Fast wäre darüber das Konzil auseinandergefallen; der Kaiser ist nicht umsonst durch die Stadt geritten und hat überall ausrufen lassen, daß man zusammen bleiben müsse, bis die Reformen erledigt seien. Man sah sich genötigt, in öffentlicher Sitzung (6. April 1415) feierlich festzulegen, daß das Konzil auch ohne den Papst und ohne Schädigung seines Ansehens fürchten zu müssen, weiter zu tagen berechtigt sei. Dann machte man Johann den Prozeß, der am 29. Mai mit seiner Absetzung endigte. Wenige Monate darauf dankte Gregor XII. freiwillig ab, Benedikt XIII. aber war zum Rücktritt nicht zu bewegen. Es blieb nichts übrig als ihn zu isolieren. Sigismund hat die weite Reise nicht gescheut, um Spanien zu bewegen, den Papst fallen zu lassen. Als die politische Lage es gestattete, hat man auch ihn in aller Form seines Amtes entsetzt (26. Juli 1417), und aus dem Konklave, an dem nicht nur Kardinäle, sondern auch Abgeordnete der auf dem Konzil vertretenen Nationen teilnahmen, ging Martin V. (1417–31) als Papst hervor.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit verstand es der Papst, die Einheitlichkeit des Konzils zu sprengen, indem er mit den Nationen getrennt verhandelte, mit jeder einzelnen ein Konkordat abschloß und so für das Papsttum rettete, was zu retten war. Natürlich ging es dabei ohne kräftige Konzessionen nicht ab: was ausgewachsen war im Besteuerungs- und Gerichtswesen wurde auf ein erträgliches Maß zurückgeschnitten. Das für die Kurie Wesentliche wurde doch erreicht: die vertragsmäßige Festlegung bedeutender Rechte, aus denen sich, wenn die Zeiten es wieder erlaubten, neues ableiten lassen mochte.

Von gründlicher Reform war keine Rede, weder am Haupt noch an den Gliedern.

Begreiflicherweise war man in den Kreisen der Reformfreunde mit einem solchen Ergebnis nicht zufrieden, und das um so weniger als der nach Rom zurückgekehrte Papst und seine Kurialen gar nicht daran dachten, sich in bescheidenen Grenzen zu halten, sondern durch offenkundige Erpressungen die Ernstgesinnten wie die Pharisäer immer wieder in Harnisch brachten. Damals schrieb der Vertreter des deutschen Ordens in Rom an seinen Auftraggeber: „Lieber Meister, schickt Geld; denn hier am Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet", und der Züricher Domherr Hemmerlin klagte: „Die Pfründen werden in Rom so öffentlich verkauft wie die Schweine auf dem Markt". Und es waren ja nicht nur die Schäden der Kurie, es waren die Zustände in Welt und Kirche überhaupt, die die Gemüter in Aufregung hielten. Zu Konstanz hatte man, bevor man zur Wahl des neuen Papstes schritt, in salbungsvollen Worten beschlossen, daß solche allgemeine Versammlungen in angemessenen Zeitabständen regelmäßig stattfinden sollten, und hatte Martin auf dieses Dekret verpflichtet. Der hielt sich auch an den Buchstaben; aber die erste Zusammenkunft in Siena verlief resultatlos. Dem Drängen derer nachgebend, die von parlamentarischen Verhandlungen das Heil erwarteten, berief er 1431 ein neues Konzil nach Basel. Seine Eröffnung erlebte er nicht.

Man hat das Basler Konzil (1431–49) wohl mit den großen französischen Revolutionsversammlungen verglichen, und wirklich sind der Ähnlichkeiten genug vorhanden. Jedenfalls bedeutet es die restlose Einführung demokratischer Grundsätze in die kirchliche Verwaltung unter Verneinung aller Autoritäten. War doch jeder Kleriker als Mitglied der Versammlung willkommen, wenn er die weitherzige Kontrolle des Wahlausschusses passiert hatte, und kümmerte man sich doch nicht um Papst und Kardinal, um Bischof und Erzbischof. Es gab eine Zeit, da fanden die Bestrebungen des Konzils, wie später die der französischen Revolutionäre, begeisterte Zustimmung bei allen fortschrittlich Gesinnten: das waren

die Jahre, in denen man Ernst machte mit der Reform und die Provisionen, Exspektanzen, Annaten und ähnliche kirchliche Geschwüre ausschnitt; die Zeit, in der Frankreich die Basler Dekrete in der „pragmatischen Sanktion von Bourges“ (1438) zum Staatsgesetz erhob und ein deutscher Reichstag die Reformen in der „Mainzer Akzeptations-Urkunde“ (1439) anerkannte. Dann aber wurden nicht nur die Machthaber stutzig, sondern mancher, dem an seinem Fortkommen mehr lag als an seinen Grundsätzen, suchte Unterschlupf bei Thron und Altar, trotzdem es an ihm nagte, nicht in Revolution machen zu können. Und als nun Radikalismus und Demagogentum die Oberhand gewannen und eine Art Schreckensherrschaft entstand, der freilich die Guillotine fehlte, da verloren die „Basler Väter“ den Rest der ihnen noch verbliebenen Sympathien, und damit wurden auch die Hoffnungen zu Grabe getragen, die man auf den kirchlichen Parlamentarismus gesetzt hatte.

Den Papst hatten die Basler von Anfang an scharf aufs Korn genommen. Sie arbeiteten eine Art kirchlicher Dienstanweisung für ihn aus und regelten sein Leben bis in die Einzelheiten. Im Juni 1438 aber setzten sie Eugen IV. (1431–47) ab, Martins Nachfolger, der nicht gewillt war, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Das hat ihm nicht geschadet, denn den Spruch zu exekutieren, bestand keine Möglichkeit. Auch war das Konzil, als es ihn tat, zu einer Art Rumpfparlament zusammengeschrumpft. Schon im März 1437 war eine starke Minderheit, voran die kirchlichen Würdenträger, die mit der grundsätzlichen Opposition gegen das Papsttum nicht einverstanden waren, von Basel fortgezogen, und Eugen konnte mit ihnen, zuerst in Ferrara, dann in Florenz ein Gegenkonzil eröffnen, das durch die freilich nur von bescheidenem Erfolg gekrönten Verhandlungen über eine Union mit den Griechen eine besondere Bedeutung erhielt. Überhaupt aber bringen die letzten Jahre Eugens den Umschwung. Der Hexenkessel kommt zur Ruhe, das Brodeln hört auf, die Dämpfe verziehen sich, und wieder erblickt das Auge das alte Bild: ein glanzvolles Papsttum. Diesmal aber hat das Bild einen anderen Rahmen.

9. Mäzenatentum.

Über Italien war eine neue Sonne aufgegangen. Schon um das Jahr 1300 hatte die Morgenröte sie angekündigt. Wer sich in Giottos Bilder vertieft, wen Jacopones Lieder und Dantes Weltgedicht ergreifen und wer die Baudenkmäler auf sich wirken läßt, der fühlt, welche Bedeutung die durch den Heiligen von Assisi heraufgeführte religiöse Erweckung für den jungen Tag gehabt hat. Als aber die Himmelskugel leuchtend aufstieg und ihre Strahlen sandte über das ganze Land, da zeigte sich, daß noch ganz andere Lichtquellen in ihr aufgespeichert waren: der Reichtum der Antike strömt in die geblendeten Augen; Wissenschaft und Kunst erwachen zu neuem, selbständigem Leben.

Und sofort scheiden sich die Geister. Den Einen erscheint im Lichte dieser Sonne das Christentum als minderwertig und rückständig, wenn nicht als Verirrung. Zurück zu den Göttern des Olymps: Zeus soll wieder auf den Thron gesetzt werden. Zurück auch zu der Weltweisheit Platos und der übrigen hohen Geister, die über der Mönchsweisheit der Kirchenlichter vergessen wurde! Andere urteilen anders. Sie setzen ihre Aufgabe darin, den „heiligen Schatz Platos“ zu läutern wie das Gold im Schmelztiegel, ihn in neuer Fassung einzufügen in die Krone ihrer Religion und so eine Versöhnung anzustreben zwischen dem antiken und dem christlichen Geist, der auch ihnen zu eng geworden ist. Alle aber sind sich einig in der Erkenntnis, daß die Welt nicht angesehen werden dürfe als „ein Jammertal, das Papst und Kaiser hüten müssen bis zum Auftreten des Antichrists“, sondern daß sie die Stätte ist, in der der göttliche Geist sich auswirkt, um schon auf Erden den Menschen ein herrliches Los zu bereiten, dessen Vollendung in anderen Sphären man erhofft, ohne davon die irdische Lebensführung abhängig zu machen. In diesem Gottesgarten aber erblüht die holdeste aller Blumen, die Kunst. Fast unberührt vom Geisterkampfe, umstrahlt von himmlischem Licht, wandeln ihre Jünger auf weichen Pfaden dahin, seligen Genien vergleichbar.

Es ist eine der denkwürdigsten Wandlungen in der Geschichte der Kirche, daß das Papsttum, als es sich von schwerer Niederlage langsam zu erholen begann, dem neuen Geist in Kunst und Wissenschaft Aufnahme auch bei sich gewährte und sich einen neuen Rechtstitel auf die Bewunderung seiner Gläubigen erwarb, bis es, der Süßigkeit der Verführung unterliegend, über dem Zauber der jungen Mächte seine ehrwürdige apostolische Aufgabe zeitweilig vergaß.

Ohne zu ahnen, zu welch gefahrdrohender Höhe seine Nachfolger emporklimmen sollten, hat Nikolaus V. (1447–55) den schwindligen Pfad beschritten. Sein sanfter Sinn ruht auf den andachtvollen Fresken, mit denen Fra Giovanni von Fiesole, der Engelgleiche, den die Kirche unter ihre Seligen zählt, das päpstliche Betgemach im vatikanischen Palast geschmückt hat. Als junger Mann hatte er gesagt: „All' mein Geld möchte ich für Bücher und Bauten ausgeben"; als Papst hat er danach gehandelt. Er ist der eigentliche Gründer der vatikanischen Bibliothek, die bei seinem Ableben weit über tausend Handschriften und damit wohl den größten Bücherbestand enthielt, den irgend eine Bibliothek aufzuweisen hatte. Er hat viele hervorragende Gelehrte nach Rom berufen und sie mit literarischen Arbeiten, vornehmlich Übersetzungen aus dem Griechischen, betraut; und darunter waren Männer wie Laurentius Valla, der die Unechtheit der konstantinischen Schenkung und anderer altkirchlicher Dokumente aufdeckte und der der Inquisition zum Opfer gefallen wäre, wenn ihn der Papst nicht gehalten und der König von Neapel nicht geschützt hätte. Er hat nicht nur den Anfang damit gemacht, Rom wohnlich zu machen und es mit Wasser zu versorgen, sondern hat auch den Riesenplan entworfen für den Umbau der Leostadt, des Vatikans und der Peterskirche und dadurch den Anstoß gegeben zu den Monumentalbauten, die Hunderte von Künstlern beschäftigen und die Welt in Staunen setzen sollten. Er tat das alles in dem stolzen Bewußtsein, daß die Hauptstadt der Christenheit sich auch darstellen müsse als das, was sie sei: „Nur durch die Größe dessen, was es sieht, kann

das ſchwache Volk in ſeinem Glauben beſtärkt werden".

Das war die Ouvertüre zu dem prachtvollen Feſtſpiel, das von Akt zu Akt wirkſame Steigerung erfuhr.

Enea Silvio Piccolomini, der einem leichtfertigen Leben Valet geſagt hatte und ſich als Papſt nicht nach Pius I., ſondern nach dem „pius" Aeneas Virgils Pius II. (1458–64) nannte, war ſelbſt ein vielſeitiger Literat. Aber er wachte über ſeinem Geldbeutel, ſo daß die Humaniſten klagten, ſie kämen nicht auf ihre Rechnung; und was er für die Kunſt tat, kam nicht ſo ſehr Rom als ſeiner Vaterſtadt Siena zugute. Paul II. (1464–71) mag der „Wiſſenſchaftshaſſer" nicht geweſen ſein, als der er in den landläufigen Darſtellungen weiterlebt; aber ſein Herz hat nicht für ſie geſchlagen. Erſt Sixtus IV. (1471–84) hat das Erbe des Humaniſtenpapſtes wirklich gemehrt. Ihm verdankt die vatikaniſche Bibliothek ihre Überführung in neue Räume, ihm verdanken die Gelehrten die freie Benutzung ihrer Bücherſchätze. Er förderte die kirchliche Bautätigkeit und führte weiter, was Nikolaus zur Verſchönerung der Stadt geplant und angedeutet hatte. Vor allem aber war es die Malerei, die aus der Gunſt des Papſtes Vorteil zog. Unter ihm malte Melozzo ſeine Himmelfahrt, von deren verſunkener Schönheit die wunderbaren Engelsköpfe noch heute Zeugnis ablegen, ſchmückten Botticelli, Signorelli, Ghirlandajo, Pinturicchio und Perugino die Wände der nach dem Papſt benannten Kapelle im vatikaniſchen Palaſt mit jenen Darſtellungen aus der Geſchichte Moſis und des Heilandes, deren olympiſche Ruhe ſich ſo feierlich abhebt von dem Titanendrang, der hier ſpäter nach der Herrſchaft ringen ſollte.

Trotz all des Großen, was geſchaffen wurde, war doch Rom während dieſer Zeit nicht der eigentliche Mittelpunkt der geiſtigen Kultur. Florenz übte die größte Anziehungskraft. Schon Coſimo, der große Kaufmann, noch mehr ſein Enkel Lorenzo, der Prächtige (il magnifico), der ſeit 1469 der Republik Geſetze gab, ſchufen ihrer Vaterſtadt unvergänglichen Ruhm und mehrten dabei den Glanz des eigenen Hauſes. In den mediceiſchen Gärten ergingen ſich die Mitglieder der platoniſchen

Akademie in geistreichen Gesprächen über die Schriften ihres Meisters. Die Mediceer waren es, die kunstfertigen Händen Arbeit gaben und den künstlerischen Gedanken Raum ließen, die in den Gebilden der Architektur, Plastik und Malerei unsterblichen Ausdruck fanden. Nach Lorenzos Tode (1491) aber und mit dem Sturze seines Hauses (1494) ging diese Vorherrschaft Florenz verloren und auf Rom über, das sie Jahrzehntelang festgehalten hat.

Was Innocenz VIII. (1484–92) und Alexander VI. (1492–1503) für die geistige Kultur geleistet haben, ist unbedeutend, und man muß schon sehr apologetisch gestimmt sein, um davon überhaupt zu reden. Um so prächtiger entfaltete sich die Blüte unter Julius II. (1503–13). Er war der Mäcen Bramantes, Michelangelos und Rafaels. Er stellte diesen Großen die Aufgaben: für ihn entwarf Bramante den Plan des neuen Petersdoms; für ihn versinnlichte Rafael das Geistesleben der damaligen Menschheit in den Symbolen der Theologie, der Poesie, der Philosophie und der Jurisprudenz; seinem Befehl gehorchend, malte Michelangelo die Decke der Sistina, und der Papst ließ ihn nicht los, bis er das Werk vollendet hatte. Leo X. (1513–21) dagegen, der Sohn Lorenzos des Prächtigen, der als Kardinal Medici seine Villa auf dem Pincio zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Künstler und Literaten gemacht hatte, wollte nur genießen, nicht anregen. Selbst Rafaels Farben sind ihm kaum mehr als Dekoration gewesen, und Buonarottis starker Arm verharrte unter ihm in Untätigkeit. Die leichtfertige Eleganz seiner Hofhumanisten prickelte des Papstes raffinierten Geist, wie die erlesenen Speisen, die in verschwenderischer Fülle auf seinen Tisch kamen, seinen verwöhnten Gaumen. Das Mäcenatentum dieses Medicäers hat die Kunst nicht erhöht; sie mußte im Gegenteil herabsteigen von der Höhe, auf die sein Vorgänger sie gestellt hatte.

Wir aber haben es nicht mit der Kunst allein zu tun. Schon lange schwebt uns die Frage auf den Lippen: was taten diese Päpste für die Kirche? „Weide meine Lämmer“, hatte der Herr seinem Apostel zugerufen, und alle großen Päpste hatten nach diesem Vermächtnis gehandelt. Ist dieser Ruf verhallt? Wir müssen, um

dieſe Frage beantworten zu können, noch einmal unſere Blicke auf die Zeit der Konzilien zurücklenken.

In dem großen Ringen zwiſchen Parlamentarismus und Abſolutismus war der Parlamentarismus unterlegen. Zwar ſind ſeine Ideen und Ziele nie wieder aus dem Bewußtſein der Völker und ihrer Kirchen geſchwunden, aber ſie wurden durch die Macht der tatſächlichen Verhältniſſe zunächſt zurückgedrängt. Am wenigſten in Frankreich, wo die pragmatiſche Sanktion von Bourges beſtehen blieb und mit ihr die Selbſtändigkeit der Landeskirche gegenüber der Kurie, der Epiſkopalismus gegenüber dem Papalismus. Aber die Stärkung der abſoluten Königsmacht nach der Beendigung des hundertjährigen Krieges mit England bewirkte, daß die Früchte der Zurückdrängung des Papalismus der Krone zugute kamen; die Kirche hatte nur ihren Herrn gewechſelt. Noch mehr war das in England der Fall, wo übrigens die Kurie ſeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Machtfaktor völlig ausſcheidet. Anders in Deutſchland. Hier entwickelten ſich die Dinge, ſoweit der Einfluß der Kurie in Frage kommt, in der entgegengeſetzten Richtung. Als König Albrecht II. und ſeine Kurfürſten in jener Mainzer Urkunde die Baſeler Beſchlüſſe „akzeptierten“, da ließen ſie keinen Zweifel darüber, daß der Wille der weltlichen Macht vor dem der geiſtlichen gehe. Friedrich III. dagegen, der in faſt 54jähriger Regierung (1440–93) die deutſchen Intereſſen mehr geſchädigt hat als je ein König, ging im Widerſpruch mit der Mehrzahl der Kurfürſten einen anderen Weg. Mit der Kurzſichtigkeit des vollendeten Egoiſten ſorgte er nur für ſich und allenfalls noch für ſeine Hausmacht, ließ ſich die Erklärung ſeiner Obödienz für Geld abkaufen und, damit nicht genug, von Eugen und ſeinen Unterhändlern, deren Diplomatie die gewagteſten Kniffe nicht ſcheute, fortgeſetzt übers Ohr hauen.

So kam, nicht mehr unter Eugen, ſondern unter Nikolaus V. das traurige Konkordat zu ſtande, das – in Wien (1448) beſchloſſen und in Aſchaffenburg (1449) zum Reichsgeſetz erhoben – alle Errungenſchaften der konziliaren Periode preisgab. Es gab dem Unweſen der Reſer-

vationen, Exſpektanzen und Proviſionen eine neue rechtliche Grundlage. Und nicht einmal an dieſe Grundlage hielt ſich die Kurie gebunden. Man ſchuf eine neue Theorie und führte aus, daß zwar die Nationen an die Verträge mit dem Papſt gebunden ſeien, nicht aber dieſer ſelbſt. Natürlich erloſch die Oppoſition gegen ſolche Überhebung niemals, aber ſie konnte ſich nicht durchſetzen. Der Erzbiſchof Diether von Mainz, der ſich die erhöhte Taxe nicht gefallen ließ, nach der ihm bei ſeinem Amtsantritt die ſchuldige Abgabe von der Kurie berechnet wurde, und der ſich mit der Waffe ſein Recht verſchaffen wollte, wurde von Pius II. abgeſetzt und mußte ſich unterwerfen. Die ganze Kläglichkeit der Lage aber ſpiegelt ſich in der Tatſache wieder, daß Friedrich III. ſich 1452 von Papſt Nikolaus' Gnaden zu Rom die Krone reichen ließ, der letzte in Rom gekrönte deutſche Kaiſer.

Läßt ſich aus dieſen Tatſachen der der Kurie gewordene Machtzuwachs ohne weiteres abnehmen, ſo ſteht doch noch zur Frage, ob man in Rom die dem Papſttum damit neu geſtellten kirchlichen Aufgaben begriffen oder nach ihnen gehandelt hat. Die Antwort auf dieſe Frage kann auch vom papaliſtiſchen Standpunkt nur verneinend ausfallen. Man wird in den Annalen der Papſtgeſchichte ſchwerlich eine Periode finden, die, äußerlich glanzvoll, ſo von jeder Fühlung mit den kirchlichen oder gar den religiöſen Intereſſen verlaſſen geweſen iſt, wie die Zeit des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts. Noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte der Fall von Konſtantinopel und das unaufhaltſame Vorrücken der Türken es Nikolaus V. wieder zum Bewußtſein gebracht, daß der Papſt als Schirmherr der Chriſtenheit berufen ſei, zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufzufordern. Auch ſeine Nachfolger, Kalixt III. und Pius II., meinten es ernſt mit ihrer Kreuzzugspredigt, und Pius hat ſogar die Abſicht gehabt, ſich ſelbſt an die Spitze des Zuges zu ſtellen, der von Italien aus in See ſtechen ſollte, als ihn in Ancona der Tod ereilte. Mit Pauls II. Regierung, die auch in kirchenpolitiſcher Beziehung keine nennenswerten Spuren hinterlaſſen hat, verloſch auch dieſer ideale Schimmer. Unter Sixtus IV. aber ſtreckten wieder

einmal die Dämonen ihre Hand nach dem Stuhle Petri.

Francesco della Rovere stammte aus einer in bescheidenen Verhältnissen lebenden Familie. Als Knabe dem Minoritenorden anvertraut, erregte er durch seine Begabung bald die Aufmerksamkeit seiner Oberen, wirkte dann als gern gehörter Professor an mehreren italienischen Universitäten, erwarb sich die Hochachtung auch der Humanisten und wurde schließlich General seines Ordens. Man konnte auf alles andere eher gefaßt sein, als daß unter diesem Manne das weltliche Regiment an der Kurie seinen Einzug halten würde, das dort nun für ein halbes Jahrhundert herrschen sollte. Aber um Sixtus drängten sich die zahlreichen Kinder seiner Schwestern, die alle nach Rom übersiedelten, und preßten dem Weltfremden eine Ehrenstelle nach der anderen ab. Die Versuche, seinen Nepoten eine Hausmacht zu gründen, die ihnen die Möglichkeit geben sollte, mit anderen Adelsgeschlechtern Schritt zu halten, zogen den Papst mehr und mehr in den Strudel der italienischen Territorialpolitik und hatten sogar seine Verwicklung in die Verschwörung der Pazzi in Florenz zur Folge, der Lorenzos Bruder Giuliano zum Opfer fiel.

Dem Eingreifen Giulianos della Rovere, des künftigen Julius II., der seinen Ehrgeiz noch unterdrücken mußte, verdankte Innocenz VIII. die Tiara. Dem Genuesen Giambattista Cibò war das nicht an der Wiege gesungen worden, und sein Jugendleben war sehr ungeistlich verlaufen. Das boshafte Epigramm, das über ihn umlief:

Acht der Knaben und acht der Mädchen in sündiger Liebe
Zeugte der Papst, drum nennt Vater ihn Roma mit Recht,

muß sich freilich starke Abstriche gefallen lassen; die beiden einzigen beglaubigten Sprößlinge sind Cibò geboren worden, bevor er Priester wurde. Aber es war doch ein höchst unerquickliches Schauspiel, daß der Papst seinem Sohne im Vatikan ein glänzendes Hochzeitsfest ausrichtete, derselbe Papst, der später in demselben Palast den türkischen Kronprätendenten in Haft hielt und sich für solche Wächterdienste reichlich bezahlen ließ. Dem tieferer Bildung ermangelnden Manne fehlte zudem die Energie, und wohl auch der Wille, der heillosen Wirtschaft, die an der Kurie einriß, zu steuern: alle Zeugen

sind sich darüber einig, daß Bestechlichkeit und Geldgier unter ihm die schlimmsten Orgien feierten.

Seine traurige Berühmtheit aber verdankt dieser Pontifikat noch etwas anderem. Innocenz erließ (1484) die berüchtigte Hexenbulle. Zwei deutsche Inquisitoren, Heinrich Kramers (Institoris) und Jakob Sprenger hatten sich beschwerdeführend nach Rom gewandt, weil ihnen bei ihren Bemühungen, Zauberer und Hexen aufzuspüren und vor Gericht zu ziehen, von der Bevölkerung Widerstand geleistet wurde. Ihrer Beschwerde hatten sie eine Liste der hauptsächlichsten dämonischen Verbrechen beigefügt. Der Papst wiederholte in seiner Bulle diese Angaben, ohne sie zu bezweifeln. Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wäre ungerecht; warum sollte Innocenz einen Glauben nicht teilen, den Tausende hatten, die viel klüger waren als er? Ebensowenig kann ihm zur Last gelegt werden, daß er Zauberei und Hexentum der schwersten Strafen für würdig erachtete, und noch weniger, daß er als oberster Gerichtsherr seinen Beamten beisprang und ihre Befugnisse sicherstellte. Selbstverständlich darf man die Bulle auch nicht im Lichte einer unfehlbaren Glaubensentscheidung lesen, um die es sich hier gar nicht handelt, und somit auch nicht behaupten, daß der Papst den Hexenglauben dogmatisiert habe. Freilich ändert das alles nichts an der Tatsache, daß diese Bulle, eben weil sie das nicht widerrufene Urteil des höchsten kirchlichen Verwaltungsgerichtshofes darstellt und weil sie der Anlaß wurde zur Abfassung des „Hexenhammers“ (Malleus maleficarum), des abscheulichen Handbuches für alle Hexenprozesse der nächsten Jahrhunderte, im letzten Grunde furchtbares Elend besonders über Deutschland heraufbeschworen hat. Das Papsttum als solches dafür verantwortlich zu machen, ist widersinnig.

Als sei mit Innocenz der Kelch noch nicht erschöpft, kam nunmehr der Nepote Kalixts III., Rodrigo Borja (Borgia) als Alexander VI. auf den Thron, der sich die Stimmen seiner Wähler schamlos erkauft hatte. Schon unter seinem Oheim war er Kardinal geworden und hatte während all der Jahre sein nicht nur geistlicher Sittlichkeit Hohn sprechendes Leben fortgeführt. Auch als Papst

hat er seiner Sinnlichkeit die Zügel gelassen. Was will es besagen, daß die schlimmsten Dinge, die man ihm nachsagt, auf Übertreibung oder, wie der Umgang mit seiner Tochter Lucrezia, auf Erfindung beruhen! Muß doch selbst der gläubige katholische Geschichtschreiber die Vorsehung zu Hilfe rufen, um verstehen zu können, daß die Kirche über solchem Schandregiment nicht zusammengebrochen ist. Wer diese Stimmung nicht teilt, begnügt sich mit der Erinnerung, daß auch das Papsttum dem Fluch des Herrenmenschentums nicht entgehen konnte, das aus der Saat der Kulturseligkeit und des Diesseitsdünkels aufgegangen war. Es ist eine der bittersten Ironieen der Geschichte, daß dieser Statthalter Gottes, der an gar nichts glaubte, es sei denn an den Teufel, mit dem er nach der Volksmeinung ein Bündnis abgeschlossen hatte, von Amts wegen den Bann über Savonarola sprach, den heiligmäßigen Dominikaner, der mit seiner unheimlichen Prophetenstimme Florenz zurückrief von leichtfertigem Lebensgenuß zu ernster Sitte und Frömmigkeit.

Herrenmenschen waren auch Julius II. und Leo X., und hätte nicht die Kunst, als wäre sie ein Sakrament, ihren Pontifikaten den unauslöschlichen Charakter aufgeprägt, die Geschichte wäre wohl auch mit ihnen schärfer ins Gericht gegangen. Aber auch hier gilt es zu unterscheiden. Giuliano della Rovere, der Nepote Sixtus' IV., war ein in jeder Beziehung außerordentlicher Mensch. Kein Wunder, daß die Zeitgenossen diesen kriegerischsten aller Päpste, der so oft den Harnisch über den Priesterrock gezogen hat und der in seinem leidenschaftlichen Geiste immer neue Pläne wälzte, als „terribile", d. h. als einen Übermenschen empfanden. Mit dem Maßstab christlicher Sittlichkeit darf man ihn so wenig messen wie andere Kraftmenschen der Renaissance, und vollends nach „religiösen Gesichtspunkten" bei ihm zu suchen, wäre ganz verfehlt. Erst wenn man ganz vergißt, daß auch Julius Papst gewesen ist, bekommt man den rechten Blick für die Größe dieses „alten Löwen mit der weißen Mähne", wie Luther ihn unehrerbietig aber treffend genannt hat, und erkennt, wie hoch er seine gekrönten Genossen, Kaiser Max, Ludwig XII. von Frankreich und andere, überragte.

Daß seine Politik perfide war, darf im Zeitalter des Machiavellismus nicht Wunder nehmen. Er strebte doch zu höheren Zielen als Alexander VI. und Cesare Borja, die lediglich, um ihre Hausmacht zu mehren, unter dem Adel Italiens wüteten und ein Gebiet nach dem anderen für sich mit Beschlag belegten. Dadurch, daß er Cesare stürzte und dessen Raubgut dem päpstlichen Besitze zuführte, wurde er der Schöpfer des modernen Kirchenstaates, wennschon er ihn nur auf unsichere Grundlagen zu stellen vermochte. Mit seinen Schach- und Feldzügen griff er aber auch hinüber in das Gebiet der großen Politik. Er focht für die Interessen des päpstlichen Stuhls, als er das stolze Venedig demütigte, das, wie Machiavelli sagt, den Papst zu seinem Kaplan machen wollte. Aber nicht an der Vernichtung der Republik war ihm gelegen, wie seinen Verbündeten, dem deutschen und dem französischen König. Vielmehr war gerade in diesem Kampfe, für den er fremde Hilfe hatte in Anspruch nehmen müssen, sein ehrlicher Haß gegen das „Barbarentum" gereift, dem er nun Luft machte, indem er im Bunde mit Venedig und dem unentbehrlichen Spanien der Vorherrschaft Frankreichs in Oberitalien entgegentrat. Nicht umsonst hat später Franz I., damals Kronprinz, den Ausspruch getan, daß er keinen gewaltigeren Gegner gehabt habe als Julius II.: in den Wechselfällen dieser Kämpfe, die ihm zeitweilig schwere Niederlagen und äußerste Bedrängnis brachten, zeigte sich der Papst auch den schwierigsten Lagen gewachsen.

In solcher Lage befand er sich, als Kaiser Max und König Ludwig den Versuch machten, ihn auch auf kirchlichem Gebiet in die Enge zu treiben. Sie holten den fast vermoderten Konzilsgedanken hervor und ließen durch einige ihnen ergebene Kardinäle im Mai 1511 eine Versammlung nach Pisa berufen, auf der der Türkenkrieg vorbereitet und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder aufgenommen werden sollte. Als dann im Hochsommer die Nachricht nach Deutschland drang, daß der Papst im Sterben liege, trug Maximilian sich ernsthaft mit dem Gedanken, die Tiara für sich zu erwerben und so Kaisertum und Papsttum in einer Hand

zu vereinigen. Aber Julius ſtarb nicht. Es gelang ihm vielmehr, den Angriff der Gegner glänzend abzuſchlagen. Im Mai 1512 eröffnete er das Konzil, das 17. (oder 18., je nachdem man Konſtanz zählt oder nicht) der ökumeniſch berufenen, das fünfte der im Lateran gehaltenen. Alles traf zuſammen, um dieſe Verſammlung triumphierend zu geſtalten. Zwar waren nur Italiener gegenwärtig, aber nach wenigen Monaten bereits erlangte Julius die Anerkennung ſeines Konzils durch die Großmächte, auch durch Kaiſer Max. So wurde Ludwig iſoliert, und als die militäriſchen Ereigniſſe des Sommers dahin geführt hatten, die politiſche Vormacht Frankreichs in Italien zu brechen, war der Weg frei, auch in den kirchlichen Fragen wieder einen Hauptſchlag zu wagen. Der Papſt beſchloß, die Aufhebung der pragmatiſchen Sanktion durch das Konzil feierlich verkündigen zu laſſen. Es war in der vorbereitenden Sitzung, als in Julius' Gegenwart ein Redner die an Blasphemie ſtreifenden Worte ſprach, daß der Papſt alles in allem ſein müſſe „wie ein zweiter Gott auf Erden". Wenige Wochen darauf, in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1513, erlag er einem Mächtigeren, bis zuletzt raſtlos planend und markig handelnd.

Von dem gereiften Ernſt, der über die Erſcheinung des Rovere ausgebreitet iſt, merkt man bei dem Mediceer, der ihm folgte, nichts. Leos X. Lebensanſchauung kennzeichnet das Wort: „Männer, die zu großen Dingen geboren ſind, läßt das Glück nicht ſinken". Oberflächlich angeſehen, hat er damit Recht gehabt. Er hatte Glück: was ſein Vorgänger in der Politik geſäet hatte, hat er geerntet. Der glänzende Erfolg, den er mit der Aufgabe der pragmatiſchen Sanktion durch den franzöſiſchen König ſelbſt und mit dem Abſchluß des Konkordates von 1516 erzielte, das die Errungenſchaften der Reformbewegung auch für die franzöſiſche Kirche vernichtete, verdankt er nicht der eigenen Arbeit, ſondern den Verhältniſſen, die es dem auch von England bedrohten Franz I. rätlich erſcheinen ließen, ſich dem Papſte willfährig zu zeigen. Wie wenig weitblickend, wie wenig kirchlich intereſſiert Leo war, beweiſen gerade die Verhandlungen über das Konkordat, das der Willkür der Krone viel größeren

Spielraum ließ, als der Papst hätte verantworten dürfen. Er war zufrieden, daß Franz das Konzil anerkannte, das auch unter Leo weiter tagte und das unter ausdrücklicher Berufung auf die Bulle Unam sanctum wieder einmal den päpstlichen Allmachtansprüchen einen besonders hochtönenden Ausdruck gab. Von dem Sturm, der sich in Deutschland vorbereitete und der eben diese Ansprüche knicken sollte wie schwankendes Rohr, hat er sich in seinem Gottähnlichkeitsbewußtsein nicht stören lassen. Auch katholische Historiker machten kein Hehl daraus, daß Leos Pontifikat „durch die schrankenlose Hingabe an weltliche Tendenzen und an die neuen glänzenden Kulturformen sowie durch das Zurücktreten des Kirchlichen verhängnisvoll für den päpstlichen Stuhl geworden ist". Gerade den deutschen Ereignissen müssen wir uns zuwenden, um die ganze Schwere des Vorwurfes, der Leo als Nachfolger Petri trifft, ermessen zu können.

10. Die deutsche Revolution.

Seit etwa einem Menschenalter sind die katholischen Historiker eifrig bemüht, dem in dunklen und dunkelsten Tönen gehaltenen Bilde, das die protestantische Geschichtsschreibung von der deutschen Kirche in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu entwerfen pflegt, ein anderes entgegenzustellen, in dem die hellen Farben so überwiegen, daß oft von einem dunklen Untergrunde kaum etwas zu bemerken ist. Selbst da aber, wo man einen solchen gelten lassen will, bleibt man überzeugt, daß Luthers Reformation der schwarze Klecks sei, der das Gemälde bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Man brandmarkt sie als eine Empörung, eine Revolution, die die Quellen, aus denen das Gute floß, verstopfte, statt sie zu verbreitern, und das Quellwasser verunreinigte, statt es, wie eine gesunde Reform zu tun pflegt, von etwaigen, einsichtigen Augen nicht verborgenen schlechten Zuflüssen wieder zu säubern. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob ohne Luthers Auftreten den Einsichtigen die Augen für die Schäden der Kirche überhaupt geöffnet worden wären, richtig ist auf

alle Fälle, daß das Wetter, das nach dem Jahre 1517 mit elementarer Gewalt über Deutschland dahinfegte, von einer reformatio, wie man den Begriff bisher verstanden hatte, nichts an sich trug. Das war eine rebellio, wie Leo XIII. in der Canisius-Enzyklika richtig gesagt hat. Luther erhob die Fahne des Aufruhrs gegen die alleinseligmachende Kirche, und es ist nicht in seinem Sinne, das abzuschwächen. Erst bei der Frage, ob seine Empörung segensreich oder verderblich war, scheiden sich die Geister und werden sich scheiden in alle Ewigkeit.

Aber eine andere Frage ist spruchreif. Auch wer fortfährt, in der katholischen Kirche die Mutter der Gläubigen zu sehen, kann sich, wenn er nur etwas Sinn hat für die Lehren der Geschichte, gegen die Erkenntnis nicht verschließen, daß in diesem kritischen Augenblicke, als es sich mehr denn je um Sein oder Nichtsein handelte, die berufenen Führer völlig versagten. Man denke sich einen Gerichtshof, zusammengesetzt aus all den großen Päpsten vieler Jahrhunderte; wenn vor ihm die Päpste erschienen wären, mit denen wir es zuletzt zu tun gehabt haben, hätte er nicht auf Hochverrat gegen sie erkennen müssen?

Wir bewundern die Treue, mit der die Deutschen an ihrer Kirche hingen, wir verstehen aber auch den Zorn der angesichts des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt rücksichtsloser ausgestalteten päpstlichen Aussaugesystems sich gerade der Edelsten der Nation bemächtigte. Mit Fug hat man gesagt: „Der Schacher, der in Rom mit Pfründen jeder Art getrieben wurde, erinnert in seiner Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit an das Gebahren an einer vielbesuchten Börse.“ Wir greifen aus der großen Fülle von Beispielen, die die „Verleihung“ der geistlichen Stellen von den höchsten bis zu den niedrigsten bietet, das bekannteste heraus. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der Mainzer Bischofsstuhl binnen zehn Jahren dreimal erledigt. Für seine Vergebung mußten jedesmal etwa 14000 Dukaten als Konfirmationsgebühr nach Rom abgeführt werden, d. h. unter Berücksichtigung des veränderten Geldwertes sicher jedesmal mindestens 300000 Mk. Als nun Albrecht von Brandenburg 1514 als Erzbischof von Mainz und Magdeburg und als Verwalter des Stif-

tes Halberstadt bestätigt wurde, legte man ihm noch eine Zusatzgebühr von 10000 Dukaten für die an sich unerlaubte Beibehaltung der letztgenannten Pfründen neben dem Mainzer Bistum auf, forderte also von ihm in Summa etwa eine halbe Million. Und damit nicht genug. Die Kurie war es, wie jetzt festgestellt ist, die dem Mainzer den Vorschlag machte, die von ihm bei den Fuggern, dem größten Bank- und Welthandelsgeschäft Deutschlands, kontrahierte Schuld von 29000 Gulden dadurch abzutragen, daß sie ihm die Verkündigung des Ablasses für den Ausbau der Peterskirche in seinen Gebieten mit der Maßgabe überließ, daß von dem Reingewinn ihm die Hälfte zufallen solle. Dem Nichtkatholiken kann der Streit darüber, ob dieses Geschäft als Simonie im kirchenrechtlichen Sinne zu bezeichnen sei, gleichgültig sein; es war auf alle Fälle, wie Pastor ehrlich zugibt, „ein für sämtliche Beteiligte höchst unehrenvoller Handel".

Und hätte es sich nur nicht gerade um den Ablaß gehandelt! Wer irgend Verständnis hat für mittelalterliche Frömmigkeit, der vermag es zu würdigen, daß die Gläubigen mit Inbrunst daran festhielten, durch gute Werke aller Art sich den Erlaß diesseitiger und jenseitiger Strafen für die Sünden sichern zu können; und daß sie diese Werke wieder durch Geld ablösten, war so lange eine begreifliche Bequemlichkeit, als man sich bewußt blieb, mit seinem Gelde zu einem guten Zweck, etwa zur Ausrüstung eines Kreuzzuges, beizutragen. Aber so stand es ja nicht; tatsächlich fiel das aus den immer neu verschriebenen Abläßen eingezogene Geld lediglich der Unersättlichkeit der römischen Kurie zum Opfer. Das war so offenkundig, daß unter den „Beschwerden der deutschen Nation", die auf den Reichstagen verhandelt wurden, diese finanzielle Abhängigkeit längst ein stehender Punkt war. Dazu kam das Bewußtsein von der völligen Gleichgültigkeit, mit der die Päpste selbst Religion und Kirche gegenüberstanden. Unzählige dachten wie Hutten, der da schrieb:

„Wie doch die gläubige Welt der Krämer Julius anführt,
Welcher den Himmel verschleißt, den er doch selbst nicht besitzt.
Biete mir feil, was du hast! Wie schamlos, das zu verkaufen,
Was, o Julius, dir grade am meisten gebricht."

Und das alles wurde unter Leo noch schlimmer. Die Verschwendungssucht des Medizäers, der mit vollen Händen hinauswarf, was sein umsichtiger Vorgänger gesammelt hatte, war nicht mehr zu befriedigen. Heißt es doch, daß die Ausrichtung der Hochzeit eines Nepoten den Papst Millionen gekostet hat!

Luther hatte wahrlich Recht, wenn er in seiner 81. These meinte, daß solche freche Ablaßpredigt es auch gelehrten Männern schwer mache, die dem Papste schuldige Ehrfurcht gegen böse Nachrede, vollends gegen die scharfen Einwendungen der Laien zu verteidigen. Mochte man über den Ablaß denken wie man wollte, die Frage schlug durch (These 86): „Warum erbaut der Papst, dessen Mittel heute reicher sind als die der üppigsten Geldfürsten, nicht lieber von seinem Geld als von dem armer Gläubigen wenigstens diese eine Peterskirche“? Römische Kenner der deutschen Verhältnisse waren sich einig darüber, daß der Bogen springen müsse, wenn man ihn noch mehr anspanne. Vielleicht der klügste von allen, Hieronymus Aleander, sagte schon 1516 dem Papste, daß in Deutschland Tausende nur auf einen Namen warteten, um den Mund gegen Rom aufzutun.

Leo kümmerte das nicht. Er ging auf die Jagd, musizierte, wohnte sehr ungeistlichen Theatervorstellungen bei und freute sich an üppigen Gastereien, ausgelassener Geselligkeit und losen Scherzen. Der furchtbare Ernst dessen, was er selbst als „Mönchsgezänk“ bezeichnete, ist ihm nicht einen Augenblick aufgegangen. Was für ein weltenweiter Abstand liegt doch zwischen Luther und Leo! Dort der Sproß thüringischer Erde, konservativ bis an die Knochen, Schritt für Schritt, schweratmend, blutenden Herzens löst er sich ab von der Kirche, mit der ihn tausend Fäden seines Glaubens und seines Volkstums verbinden; er zerbricht das Joch; hochaufgerichtet, frei den Nacken, steht der Recke da, kein Heiliger, ein Ketzer, wenn je einer gewesen ist, und doch ein kindlich frommer Mann. Und hier der Sohn des leichtlebigen Florenz, von Jugend auf verwöhnt und verweichlicht in schwelgerischen Genüssen und humanistischen Tändeleien, ein Statthalter Gottes, dem man als sein Wort nachsagen durfte:

„Wie viel die Fabel von Christus uns und den Unseren genützt hat, ist männiglich bekannt". Wie naiv muß doch Luther empfunden haben, wenn er nach allem, was er wußte und erlebt hatte, sich noch im Herbst 1520 berufen fühlte, „aus lauter treulicher Sorge und Pflicht" diesem Papst in's Gewissen zu reden.

Bedürfte es noch eines Zeugnisses für die vollendete Sorglosigkeit, mit der man sich in Rom gegenüber den deutschen Ereignissen benahm, so würde ein Blick auf den Prozeß Luthers genügen. Die Unterredung, die Kardinal Cajetan im Oktober 1518 bei Gelegenheit des Augsburger Reichstags mit Luther hatte, ließ keinen Zweifel darüber, was von dieser „Bestie mit den tiefen Augen und den wunderbaren Phantasieen" zu erwarten sei. Bereits im November appellierte Luther an das allgemeine Konzil. Zu Leipzig verteidigte er im Sommer 1519 die These, daß der Primat der römischen Kirche sich nur auf die „eisigen Dekrete der Päpste" stützen lasse, während der Text der heiligen Schrift und die bewährte Geschichte von mehr als tausend Jahren dawider seien. Aber das Jahr 1519 verstrich, ohne daß man ernsthaft gegen ihn vorging. Erst als Doktor Eck, Luthers tüchtiger und gelehrter Gegner, dem der Wittenberger seit der Leipziger Disputation „wie ein Heide und Zöllner" war, nach Rom kam und mit seiner ganzen Kenntnis der gefahrdrohenden deutschen Verhältnisse auf energisches Eingreifen drang, kam die Sache in Bewegung. Und auch jetzt noch war die Bulle, mit der Luthern der Bann angedroht wurde — dieselbe, die er am 10. Dezember 1520 den Flammen überantwortete — das Ergebnis eines Kompromisses.

Es ist ja richtig, die Kurie konnte nicht, wie sie wollte. Man war selbst viel zu sehr in das politische Intrigenspiel verwickelt, als daß man nach Grundsätzen hätte handeln können. Insbesondere mußte die unvermeidliche Rücksichtnahme auf Friedrich den Weisen, den sächsischen Kurfürsten, lähmend wirken. War doch die erste Hälfte des Jahres 1519 voll von der großen Frage, wer als Nachfolger Maximilians die Kaiserkrone tragen sollte, und war doch Friedrich zeitweilig der Kandidat der

Kurie. Auch war es bei der Stimmung in Deutschland höchst zweifelhaft, ob man Luthers Vorführung vor einem römischen Gericht hätte durchsetzen können. Aber um all das kann es sich für den, der die Geschichte vom Standpunkt der Idee des Papstums aus lesen will, nicht handeln. Vielmehr hat der katholische Historiker Recht, wenn er von dem „unverantwortlichen Leichtsinn" des Papstes redet, der „in derselben Zeit, in welcher die Sache Luthers vor dem Wormser Reichstage verhandelt wurde und zahlreiche mit dem Wittenberger Professor sympathisierende Mönche sich anschickten, die Kutte wegzuwerfen und ein Weib zu nehmen, Vorgänge ähnlicher Art in frivolem Spiel sich dramatisch darstellen, ja sie beinahe verherrlichen ließ." Während der Karnevalstage hatte in der Engelsburg ein Fest das andere abgelöst, und von Geschäften war nicht die Rede gewesen. Und zu derselben Zeit ließ man die am 3. Januar veröffentlichte Bulle in Deutschland verkündigen, durch die Luther und seine Anhänger endgiltig aus der Kirche ausgeschlossen wurden. Zu verwundern ist es nicht, daß Hutten an Leo schrieb: „Es ist nötig, deiner Frechheit Ziel und Maß zu setzen und dergleichen kindischen, mutwilligen Bullen ein Gebiß anzulegen".

In dem die Bulle begleitenden Breve waren die Nuntien zu energischem Vorgehen „gegen alle halsstarrigen Lutheraner, selbst wenn sie mit der kurfürstlichen Würde geschmückt sein sollten", ermahnt worden. Aleander, dem diese Mahnung in erster Linie galt, war sie willkommen, aber hinter ihre Ausführbarkeit wird er als kluger Mann sein Fragezeichen gesetzt haben. Die Berichte, die er von Worms nach Rom geschickt hat und die zu den interessantesten Dokumenten der frühen Reformationszeit gehören, reden eine unmißverständliche Sprache. Für Aleander ist der Streit zwischen Heinrich und Gregor, verglichen mit dem, was jetzt heranzieht, nichts als „Veilchen und Rosen" (viole e rose), also ein Kinderspiel. Er weiß es; neun Zehntel von Deutschland schreien Luther, und das letzte Zehntel wenigstens Tod der Kurie. Natürlich ist das nicht reine Begeisterung für Luthers religiöse Grundgedanken, auch nicht bei den Geistlichen. „Diese alle rühren sich durchaus nicht etw-

deshalb, weil sie von den Grundlagen der lutherischen Lehre viel verstünden – denn nur seine Schmähreden und Huttens Satiren machen Eindruck auf sie –, sondern im voraus gegen die römische Kirche aufgebracht, vermengen sie den Glauben mit ihren Leidenschaften, die sie gegen Rom verbittern, und lassen ihn in ihrem Hasse untergehn". Wer so schrieb, der wußte, daß es sich um einen Kampf auf Leben oder Tod handelte. Er mußte es aber auch zähneknirschend empfinden, daß die erste Schlacht verloren und damit die Aussicht auf den Sieg zweifelhaft geworden war.

Am 1. Dezember 1521 starb Leo, noch nicht 46 Jahre alt. Die Wahl seines Nachfolgers, Hadrians VI. (1522 bis 1523), war das Ergebnis der Verlegenheit: der Gang des Konklave ließ befürchten, daß man sich auf einen Italiener nicht werde einigen können. So wählte man den nicht anwesenden Bischof von Tortosa, einen geborenen Niederländer, der in jungen Jahren Professor der Philosophie und Theologie in Löwen und dann Erzieher Karls, des künftigen Kaisers, gewesen war. Als Karl sich 1520 nach Deutschland aufmachte, hatte er Hadrian – der Papst hat ausnahmsweise seinen bürgerlichen Namen nicht gewechselt – als Verweser in Spanien zurückgelassen. Man kann füglich bezweifeln, ob sich die Kardinäle über die Tragweite ihres Entschlusses klar gewesen sind. Hadrian, der letzte Nicht-Italiener auf dem apostolischen Stuhl, war in allem das gerade Gegenteil seines Vorgängers. Durchaus ernst, fast schwer gerichtet, sah er seine Aufgabe darin, der Mißwirtschaft an der Kurie ein Ende zu machen und eine wirkliche Reform auch der Kirche anzustreben: nur um die verunstaltete Braut Christi in ihrer Reinheit herzustellen, meinte er, habe er seinen Nacken unter das Joch der päpstlichen Würde gebeugt. Seine Betonung der religiösen Elemente in der Lehre vom Ablaß drängte Cajetan die Befürchtung auf, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles leiden möchte. Man denke sich einen Augenblick Hadrian als Nachfolger Julius' II., das wäre ein Papst nach dem Herzen des damaligen Luther gewesen. Freilich hatte Hadrian schon als Löwener Professor bewiesen, daß er jeder

Neuerung auf dem Gebiet der Lehre schlechtweg abgeneigt war, und inzwischen hatte Luther ein anderes Gesicht gezeigt. Dem Ketzer, dem „fleischlichen Menschen", der „ohne Aufhören Wein und Trunkenheit ausstoße" und ein „zügelloses Leben wilder Tiere einführen wolle", brachte Hadrian ehrlichen Haß entgegen.

Trotz redlichsten Willens hat er nichts ausgerichtet. In Rom vereitelte der Widerstand der Höflinge jeden Reformversuch. In Deutschland aber war denen, die Ohr und Herz des Volkes besaßen, mit Reformen nicht gedient, wie sie der Papst im Sinne trug und wie sie Eck in mehreren Denkschriften gerade für die deutschen Verhältnisse begründete. Mit durchschlagendem Erfolg, beispiellos im Zeitalter der noch jungen Buchdruckkunst, durchflogen des wahren Reformators Worte die deutschen Lande, „als wären die Engel selbst Botenläufer". Hadrians ausführliches Breve an die deutschen Reichsstände, das zum Kampf gegen das „Gift der Häresie" aufrief und dem „apostasierten Mönch" das Schicksal Dathans und Abirams, Ananias' und Sapphiras, Priszillians und Vigilantius' weissagte, verhallte ungehört. Der Reichstag von Nürnberg beschloß vielmehr im Januar 1523, daß im Reich nichts gelehrt werden solle als das rechte, reine, lautere Evangelium. Von Durchführung des Wormser Ediktes war gar keine Rede.

Schon im September des Jahres starb Hadrian. Ihm folgte Giulio Medici, der Vetter Leos X., als Klemens VII. (1523–34). Von großen Gaben, gleich gut unterrichtet in den Natur- und Geisteswissenschaften, mochte er in besonderem Maße geeignet erscheinen, das Steuer in diesem gefährlichen Zeitpunkt zu übernehmen. Aber er ist der verwickelten Lage nicht nur nicht Herr geworden, sondern hat durch seine Maßnahmen dazu beigetragen, sie noch zu verschlechtern. In einer Zeit, da die kirchliche Revolution in Deutschland seine ganze Aufmerksamkeit hätte in Anspruch nehmen sollen, stürzte er sich in ein politisch-militärisches Unternehmen, zu dem ihm die Kräfte fehlten. Er gedachte, die Spanier, deren Einfluß er selbst unter Leo hatte großziehen helfen, aus Italien hinauszuwerfen; das Ende war, daß er in der

Engelsburg belagert wurde und die greulichſte Plünderung, die die ewige Stadt ſeit den Zeiten der Vandalen erlebt hat, mit anſehen mußte. Und dabei hatte er ſich mit eben dem Kaiſer verfeindet, deſſen Unterſtützung in der deutſchen Frage er gar nicht entraten konnte. Dieſes mißliche Verhältnis wiederum trieb ihn Franz von Frankreich in die Arme, und es fehlte nicht viel, ſo wäre bei dem Einverſtändnis, das zwiſchen dem franzöſiſchen König und Landgraf Philipp von Heſſen beſtand, der Papſt in politiſche Verbindung mit dem proteſtantiſchen Fürſten getreten, deſſen Haltung in der Glaubensfrage er auf das bitterſte befehdete.

Man braucht an dieſe Dinge nur zu rühren, um zu erkennen, auf welche ſchiefe Ebene die päpſtliche Politik geraten war. Das völlige Eingehen in die weltlichen Geſchäfte war ihr Verderb geworden, und Klemens hat ſie nur noch tiefer hineingeführt. Für die religiöſe Frage zeigte er kein Verſtändnis. „Das giftige Gewächs mit Feuer und Schwert vertilgen“, war auch für ihn der Weisheit letzter Schluß, und der beſte Rat, den er Karl V. durch ſeinen Legaten beim Augsburger Reichstag zu erteilen wußte, war, der Kaiſer möge ſich nur an die Oberhäupter halten; denen könne er eine große Summe Geldes abpreſſen, die ohnehin wider die Türken unentbehrlich ſei. Dabei verlor ſeine deutſche Obödienz von Jahr zu Jahr an Terrain: wenige Monate vor ſeinem Tode trat auch Württemberg zu den Proteſtanten, an deren bedingungsloſe Unterwerfung ſchon längſt nicht mehr zu denken war.

Dazu kam der Abfall Englands. Im Juni 1534 hob Heinrich VIII. durch königliches Edikt den päpſtlichen Supremat über England auf und ließ am 9. November — wenige Wochen nach Klemens' Tode — die Aufhebung vom Parlament geſetzlich feſtſtellen. Den Anlaß zu dieſem folgenſchweren Schritt bot die Weigerung des Papſtes, die Ehe des Königs mit Katharina von Aragon, der Tante Karls V., zu ſcheiden, um welcher ärgerlichen Sache willen ſich jahrelang die eifrigſten Verhandlungen zwiſchen dem engliſchen und dem römiſchen Hofe abgeſpielt hatten. Gewiß hat das lavierende Ver-

halten des Papstes dazu beigetragen, den König immermehr zu verstimmen. Wissen wir doch heute sicher, daß der Legat Campeggio, als er 1528 in besonderer Mission nach England kam, Befugnis zu weitgehendem Entgegenkommen hatte, während andrerseits Klemens durch die Rücksicht auf den Kaiser von der Entscheidung immer wieder zurückgehalten wurde. Kirchenrechtliche Bedenken aus dem Wege zu räumen, wäre ihm nicht schwer gefallen, wenn er ernstlich gewollt hätte, und religiöse wird er kaum gehabt haben. Aber es fragt sich, ob es ihm dauernd genützt haben würde, wäre er Heinrich zu Willen gewesen. Nach allem, was aus der politischen und kirchlichen Geschichte Englands in damaliger Zeit bekannt ist, wird man mit der Annahme nicht fehl gehen, daß die Verhältnisse zur Abschüttelung des römischen Joches reif waren. Tatsächlich hat trotz aller klerikalen Gegenwirkungen von einer Wiederherstellung des päpstlichen Regimentes in England nie wieder die Rede sein können.

Inzwischen hatte der Kaiser, dem Drängen der protestierenden Stände nachgebend, seit dem Augsburger Reichstag den Gedanken in die Debatte geworfen, auf einem Konzil die religiöse Frage zu entscheiden, und gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem Papst auf das lebhafteste darauf bestanden. Klemens wies solchen Lösungsversuch entschieden ab, und man darf nur daran erinnern, was ein Wiederaufleben der Bestrebungen der Konzile des 15. Jahrhunderts für die Kurie bedeutet haben würde, um seinen Widerstand begreiflich zu finden; war es doch für Karl selbstverständliche Voraussetzung, daß die zu berufende Versammlung nicht nach Art der Laterankonzile in Abhängigkeit vom Papste tagen dürfe. Aber der Kaiser ließ nicht ab, seine Forderung auf einen Religionsausgleich zu wiederholen, und fand dafür bei Klemens' Nachfolger größeres Entgegenkommen.

Paul III. (Alessandro Farnese, 1534–49) bekundete seine Geneigtheit zur Vermittlungspolitik schon durch die Wahl seiner Ratgeber. Unter ihnen hatte zeitweilig den größten Einfluß Gasparo Contarini, der venetianische Ratsherr, Gesandter der Republik bei Karl V. und dann am päpstlichen Hofe. Paul berief ihn, der noch

war, ins Kardinalkollegium. Ein milder, versöhnlich gerichteter Mann von tadelloser Rechtschaffenheit, der seit Jahren in Wort und Schrift für die Reform, d. h. für Abstellung der Schäden in der Kirche und an der Kurie, gekämpft hatte und rückhaltlos für den Versuch der Verständigung mit dem Gegner eintrat. Und eine solche Verständigung konnte nicht von vorne herein als aussichtslos betrachtet werden. Natürlich nicht mit Luther, der gerade damals wieder in den schmalkaldischen Artikeln den Papst aufs heftigste angriff, der sich „aus falscher, frevelicher, lästerlicher, angemaßter Gewalt sein eitel teuflisch Geschicht und Geschäfte angemaßt hat, zur Verderbung der ganzen heiligen christlichen Kirche". Wohl aber mit denen, die dachten wie Melanchthon: „Ich, Philippus Melanchthon, halt diese obgestalte Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halt ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, sein Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, iure humano (nach menschlichem Recht) auch von uns zugelassen sei." Contarini bewirkte, daß Paul ein Konzil nach Mantua einberief, zu dem die Protestanten eingeladen waren; er war, nach Scheitern dieses Planes, die Seele der Unionsverhandlungen, die seit 1540 stattfanden, und an deren wichtigster, dem Religionsgespräch zu Regensburg (1541), er teilgenommen hat; er glaubte sogar die Lehre von der Rechtfertigung so formulieren zu können, daß sie einen den Katholiken wie den Protestanten genehmen Sinn erhalte. Aber eben hiermit überschritt er die Grenze dessen, was anderen erträglich schien, die den Optimismus Contarinis in der Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse schon lange nicht zu teilen vermochten.

Giovanni Pietro Caraffa, der Führer der Intransigenten an der Kurie, war das Gegenbild Contarinis: leidenschaftlich im Empfinden und Handeln, hart gegen sich selbst und gegen andere, hatte er schon als Bischof des kleinen Theate (Chieti) in den Abruzzen, dann als Erzbischof von Brindisi für strengste Reform des kirchlichen Lebens gearbeitet; er war der Stifter der Thea-

tiner, jener niemals zahlreichen, aber wirkungskräftigen Gemeinschaft regulierter Kleriker, die sich meist aus dem hohen Adel rekrutierte und verschärfte Askese übte. Contarini, dessen Menschenkenntnis seinem Edelmut nicht ebenbürtig war, vermittelte seine Aufnahme ins Kardinalskolleg, die Caraffa unter Klemens VII. vergeblich angestrebt hatte. Er war damals schon über 60 Jahre alt und hatte seine Zukunft noch vor sich. Sein Programm aber drehte sich um zwei Pole: einmal unerbittliche Bekämpfung der Ketzerei nach dem Grundsatz: „Ketzer bleiben Ketzer, und man muß sie als solche behandeln", sodann Wiederbelebung und Organisation der Kräfte, mit denen die Kirche im Mittelalter ihre Siege erfochten hatte: er veranlaßte (1542) die Errichtung der römischen Inquisition, er gab (1548) die Parole aus zur Schaffung des Index der verbotenen Bücher, er unterstützte die auf Verdrängung des leichtlebigen Humanismus gerichteten Bestrebungen. Kein Mann der Diplomatie, sondern der reaktionären Grundsätze, wollte er weltlichen Erwägungen keinen Einfluß auf sein Handeln verstatten.

Von einem solchen Manne war nicht zu erwarten, daß er dem immer wieder lebhaft erwogenen Gedanken an die Berufung eines allgemeinen Konzils Interesse entgegenbringen würde. Wirklich hielt er sich völlig zurück, als der Gedanke zur Tat und im Dezember 1545 in Trient die große Versammlung eröffnet wurde, von deren Beschlüssen eine neue Epoche in der Entwicklung der katholischen Kirche datieren sollte. Als dann Paul III. im November 1549 starb, wählte man nach längerer Vakanz den Konzilspräsidenten del Monte, der als Julius III. fünf Jahre lang den Stuhl inne gehabt hat. Dem Wunsch des Kaisers gefügig, ließ er zu dem nach vierjähriger Unterbrechung wieder eröffneten Konzil auch protestantische Theologen zu. Caraffa hatte keinen Einfluß auf ihn, aber seine Zeit war doch gekommen. Schon bei dem Konklave, aus dem nach Julius' Tode Marcellus II. (Marcello Cervini) als Verlegenheitskandidat hervorging, war er nahe daran, Sieger zu bleiben; als Marcellus nach 22 Tagen starb, sah sich der fast 79jährige am Ziel seiner Wünsche. Er hatte keinen Finger gerührt.

um Papst zu werden; nicht nur den Kardinälen, ihm selbst war das Ergebnis der Wahl so überraschend, daß er überzeugt blieb, Gott mache die Päpste.

Die wenigen Jahre des Pontifikates Pauls IV. (1555–59) sind für die Geschichte von besonderer Bedeutung geworden, nicht durch äußere Erfolge – der bornierte Haß des Papstes gegen die Spanier und alles, was mit ihnen zusammenhing, stürzte die Kurie im Gegenteil in schwere Verwicklungen –, sondern weil der Geist der Gegenreformation ihnen mit aller nur denkbaren Schärfe aufgeprägt ist. Keine Sitzung des heiligen Offiziums, des Ketzergerichtshofes, soll er versäumt haben. Mit unerbittlicher Strenge wachte er über der Ausführung der Strafdekrete; er schonte auch hochgestellte Geistliche nicht, wenn ihre Rechtgläubigkeit ihm verdächtig schien. Der von ihm veröffentlichte Index verbotener Bücher machte die Buchhändler für ihr Geschäft fürchten. Seine ganze Leidenschaftlichkeit aber kommt in der Bulle zum Ausbruch, in der er die Grundsätze für Absetzung und Bestrafung ketzerischer und ketzerfreundlicher Fürsten entwickelte und sogar die Möglichkeit der Absetzung eines in seiner früheren geistlichen Laufbahn der Ketzerei verfallenen Papstes erwog. Alle Übersetzungen der Bibel in die Landessprachen hat er verboten. Niemals vergab er es König Ferdinand, daß der die Hand reichte zum Abschluß des Augsburger Religionsfriedens (1555), in dem der Papst eine Beschimpfung der Kirche sah. Dabei warf sich der Achtzigjährige mit fieberhafter Ungeduld auf die Reform. Klerus und Kultus sollten neugestaltet, Kunst und Wissenschaft ganz in den Dienst der Kirche gestellt werden. Überall machte er seine Selbstherrlichkeit geltend: von dem Konzil erwartete er nichts und hat es darum nicht wieder berufen. Er war der bestgehaßte Mann in Rom, vor dessen Augen nicht einmal die Jesuiten Gnade fanden, und denen gehörte doch die Zukunft.

11. Neue Truppen.

Während nach der Protestation zu Speyer der Abfall Deutschlands von Rom unaufhaltsame Fortschritte machte,

taten sich einige in Paris studierende junge Leute, meist Spanier, zu einem frommen Verein zusammen, mit dem Zweck, am eigenen Heil und dem der Mitmenschen mit Gottes Gnade zu arbeiten. Einer unter ihnen, erheblich älter als die anderen und sie alle überragend, der Baske Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde, den wir nach dem Schlosse, auf dem er geboren wurde, Loyola nennen, übernahm die Leitung. Nach schwerem Schicksal war aus dem tapferen Offizier ein schwärmerischer Verehrer der heiligen Jungfrau und ihres Sohnes geworden; ihnen und der Kirche weihte er sein Leben. Stand dabei ursprünglich der Gedanke im Vordergrunde, unter den Ungläubigen in Palästina zu wirken, so erkannte Ignatius bald, daß es zur Zeit richtiger sei, auf anderen Wegen das Ziel zu erreichen. Darum fügten er und seine Freunde, die inzwischen ihre Studien abgeschlossen und sich auf italienischem Boden von neuem zusammengefunden hatten, zu den drei Mönchsgelübden als viertes hinzu, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem himmlischen Herrn und dem römischen Pontifex als seinem Stellvertreter auf Erden zu dienen, so daß, was immer der Papst in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen, und in welche Länder immer er sie entsenden möge, sie ohne jegliches Zögern und Entschuldigung, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten. „Fähnlein Jesu“ nannte Ignatius nach Gottes offenbarem Willen, wie er selbst geäußert hat, die kleine Gesellschaft, die unter dem ihr selbst unwillkommenen Namen Jesuiten die Welt von neuem für die katholische Kirche zu erobern sich anschickte.

In richtiger Erkenntnis der unschätzbaren Unterstützung, die das Papsttum von dieser neuen Truppe erhalten konnte, bestätigte Paul III. am 27. September 1540 den Orden der Gesellschaft Jesu. Julius III. erweiterte seine Vorrechte in ausgedehntem Maße. Die Jesuiten wurden mit den Rechten der Bettelmönche und der Weltgeistlichen ausgestattet und mit ihren Gütern aller weltlichen Gerichtsbarkeit und Besteuerung enthoben. Sie hatten demnach außer ihrem Ordensobern und d-

Papst keinen Herren anzuerkennen; sie erhielten die Befugnis, alle Priesterfunktionen, sogar während eines Interdikts, zu verrichten, von allen Kirchenstrafen und Sünden loszusprechen, die Gelübde der Laien in andere gute Werke zu verwandeln, von Fastengeboten, von Abhaltung der kanonischen Stunden, vom Gebrauch des Breviers sich selbst zu dispensieren, sowie überall Kirchen und Güter zu erwerben und Ordenshäuser anzulegen. Dazu erhielt ihr General, der auf Lebenszeit bestellt wurde, nebst ausgedehnter Gewalt über die Ordensmitglieder die Befugnis, sie in jederlei Aufträgen überallhin entsenden, sie allerwärts als Lehrer der Theologie anstellen und mit akademischen Würden bekleiden zu können. Der Orden aber hat sich dankbar erwiesen und sein Gelübde gehalten: unentwegt hat er daran gearbeitet, dem Papste die katholische Welt bedingungslos zu Füßen zu legen als dem in der Verwaltung unbeschränkten und in der Lehre unfehlbaren Herrn der Christenheit.

Pauls IV. Haß gegen die Spanier hat auch auf sein Verhältnis zu den Jesuiten trübend eingewirkt. Wenn ein jesuitischer Autor behauptet, der Papst habe die Sache der Gesellschaft so gefördert, daß man ihn fast für ihren Stifter hätte halten können, so ist das bestenfalls eine Selbsttäuschung des frommen Mannes. In Wirklichkeit hat Ignatius das Vertrauen des Papstes nicht zu erringen vermocht, aber seine gehorsame Haltung ist dadurch nie erschüttert worden. Selbst in die Rechtgläubigkeit des um seiner mystischen Extravaganzen willen der Inquisition zeitweilig Verdächtigen setzte der Papst dauernden Zweifel, und dem Politiker traute er nicht über den Weg. Er hat dem Orden sogar die pekuniäre Unterstützung entzogen und Ignatius dadurch in arge Verlegenheit gebracht. Und doch vermochte selbst Paul die Väter nicht zu entbehren: wenn er einen besonders befähigten Legaten brauchte, entsandte er den Jesuiten Salmeron; und das hohe Lied von der Unfehlbarkeit, das Lainez, der Nachfolger des Ignatius, immer wieder anstimmte, war auch seinen Ohren wohltuend.

Wie wertvoll die Unterstützung des Ordens dem Papsttum werden sollte, zeigte sich, als Pius IV. (Medici,

aus einer kleinbürgerlichen, den Florentinern nicht verwandten mailändischen Familie, 1559–65) von neuem das Konzil, und wiederum nach Trient, berief (18. Jan. 1562 bis 4. Dez. 1563). Schon an den ersten Sitzungen unter Paul III. hatten Lainez und Salmeron im Auftrag des Papstes teilgenommen; bescheiden hatten sie sich zu den „niederen" Theologen gesetzt, aber der redegewandte und theologisch gebildete Salmeron hatte sich schon damals hervorgetan: die vom Konzil angenommene Fassung der Rechtfertigungslehre war ihm zu danken. Die zweite Sessionsperiode unter Julius sah die beiden Jesuiten wieder auf ihrem Platze, aber es gab wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Diesen Mangel machte die dritte Periode wett. Lainez war inzwischen General geworden, und Salmerons Ansehen als Theolog und Schriftsteller hochstiegen. Nach außen trat man auch jetzt bescheiden auf: Lainez war mit dem letzten Platz unter den Ordensobern zufrieden, wußte freilich auch, daß er damit den Vorteil gewann, als der letzte in der Debatte sprechen zu dürfen. Mit unvergleichlicher dialektischer Gewandtheit brachte er seine Ansicht zur Geltung, und was er sagte, war stets darauf berechnet, dem päpstlichen Anspruch auf die Universalherrschaft über die Kirche zum Siege zu verhelfen. Vor allem aber führte er in immer neuen Wendungen den Gedanken durch, daß Definitionen in Glaubenssachen vom heiligen Stuhl ausgehen müssen, und daß die Unfehlbarkeit der Konzilien nur der Ausfluß der päpstlichen Unfehlbarkeit sei.

Der Papst blieb, nicht zum wenigsten dank dieser jesuitischen Bemühungen, Herr über das Konzil, dessen Dekrete er in besonderer Bulle bestätigte. Zufolge Beschlusses des Konzils gab er auch der kirchlichen Bücherzensur die Gestalt, die sie mit geringen Abweichungen bis in die Zeiten Leos XIII. behalten hat. Vor allem aber formulierte er das Gelöbnis, das künftig jeder Kirchendiener abzulegen hatte, die Professio fidei tridentina. In dieses Glaubensbekenntnis wurde auch das Gelübde des Gehorsams gegen den Papst als den Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi auf Erden aufgenommen, und dadurch die Kirchendiener noch stärker als bisher an den papalistischen Gedanken gekettet.

Dieſer ſelbſt aber nahm in den Jahrzehnten nach dem Konzil wieder einen beſonders hohen Flug. Pius IV.' Regierung trägt nur Übergangscharakter. Paul IV. fortzuſetzen war Pius V. (Michaele Ghislieri, Dominikaner, 1566–72) berufen. Was wir von ſeiner Lebensführung und kirchlichen Frömmigkeit erfahren, läßt uns begreifen, daß er heilig geſprochen iſt: er blieb auch als Papſt der Mönch, dem die geiſtlichen Geſchäfte über alles gingen, der ſtundenlang im Gebet verharrte, der barfuß und barhäuptig an den Prozeſſionen teilnahm, der für ſeine Perſon weltliche Ehre und irdiſches Gut für nichts achtete und keinen Finger rührte für ſeine Nepoten, dem die römiſche Hetärenwirtſchaft als ein Greuel an heiliger Stätte erſchien. Das Ketzerblut aber an ſeinem Heiligenſchein braucht die Kirche nicht irre zu machen, denn dieſes Blut wurde zur größeren Ehre Gottes und ſeines heiligen Willens vergoſſen.

Für die Kirche hat Pius V. viel getan. Erſt unter ihm ſind die Beſchlüſſe des tridentiniſchen Konzils in vollem Umfang zur Ausführung gelangt: auf ſeinen Befehl wurde der römiſche Katechismus ausgegeben, in dem der katholiſche Klerus aller Länder ſein geiſtliches Handbuch erhielt; Pius ließ das römiſche Brevier und das römiſche Meßbuch veröffentlichen und ſchuf dadurch dem Gottesdienſt und der perſönlichen Frömmigkeitsbetätigung die einheitliche Grundlage. Aber ſein Herz – wenn es geſtattet iſt, von Herz zu reden bei Dingen, die unſere menſchlichen Empfindungen ſo ſchwer verletzen – war doch bei der Verfolgung der Ketzer. Nicht umſonſt hat er, bevor er Papſt wurde, Jahrzehntelang der Inquiſition in verſchiedenen Stellungen gedient, zuletzt als Vorgeſetzter des heiligen Offiziums in Rom. Der glühende Haß gegen die Irrgläubigen hat alles andere in ihm verzehrt. Erbarmungslos hat er auch als Papſt gegen ſie gewütet, wo immer ſein weltlicher Arm ſie erreichen konnte: die letzten Reſte nicht nur der reformatoriſchen Bewegung in Rom und Italien, ſondern überhaupt eines freier gerichteten Katholizismus fielen ſeinem Spürſinn zum Opfer. Unter ihm mußte Pietro Carneſecchi ſein Leben laſſen; unter ihm ſchmachtete Bartolomeo Carranza, ſein Ordensge-

nosse und Erzbischof von Toledo, im Kerker der Inquisition.

Seinen ganzen Zorn aber entlud Pius über das abtrünnige England. Der Gedanke an die von dort vertriebenen Katholiken verließ ihn nie; er hat einmal gesagt, daß er gerne selbst sein Blut für sie vergießen würde. Nun rächte er sich durch den Bannstrahl, mit dem er die jungfräuliche Königin, die ein Bastard war in seinen Augen, zu treffen vermeinte. Wir glauben im Mittelalter zu sein, wenn wir die Worte lesen, mit denen der Papst die Absetzung über die „vorgebliche Königin" ausspricht und ihre Untertanen vom Eid der Treue entbindet. Ist doch sogar der Verdacht an ihm haften geblieben, daß er den Anschlägen auf das Leben Elisabeths nicht fremd war. Und gewiß, es wäre ihm als ein gutes Werk erschienen, wenn jemand die Ketzerin beiseite gebracht hätte, in der sich für ihn der Widerstand gegen Gott und sein Evangelium verkörperte. Pius ist darum nicht weniger heilig im Sinn der Kirche, weil er solchem Gedanken Raum gegeben hat.

Für unsere Betrachtung aber, die nicht nach heilig oder unheilig fragt, sondern der Auswirkung einer Idee nachzugehen bestrebt ist, ist etwas anderes wichtiger. Die Notwendigkeit, der Ketzerei Einhalt zu tun, stellt das Papsttum von neuem vor seine apostolische Aufgabe. Das: „Weide meine Schafe" gilt noch mit derselben Unbeugsamkeit wie vor tausend und fünfzehnhundert Jahren. Mit uneigennütziger Treue hat Pius V. sich diesem Berufe gewidmet und selbst die schärfsten Provokationen nicht gescheut, wenn es sich um die Behauptung der Idee handelte. Er ergänzte die sogenannte Nachtmahlsbulle („In Coena Domini", d. h. „beim Mahl des Herrn") die vor Jahrhunderten zusammengestellte Aufzählung alles dessen, was der heilige Stuhl mit seinem Fluch belegt hat, durch die protestantische Ketzerei und schärfte ihre öffentliche Verlesung am Gründonnerstage wieder ein: sie sollte Fürsten und Völkern von neuem zum Bewußtsein bringen, daß sie in geistlichen und weltlichen Dingen schlechthin vom Papste abhängig seien.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß es zeitweilig den Anschein haben mochte, als sei der päpstlichen Idee eine Wiedergeburt beschieden. Die Gemeinsamkeit der Inter-

essen, aus der gerade in dieser Zeit jene bewußt katholische Politik erwuchs, als deren natürlicher Führer der Papst erscheinen mußte, hat die Mächte veranlaßt, ihre Blicke mehr als bisher wieder nach Rom zu lenken. Unter den Nachfolgern Pius' V., die zugleich seine Fortsetzer sind, Gregor XIII. (Ugone Buoncampagni, 1573–85), Sixtus V. (Felice Peretti, 1585–90) und – nach zwei unbedeutenden Zwischenregierungen – Klemens VIII. (Ippolito Aldobrandini, 1592–1605), laufen nicht nur die Fäden der kirchlichen Gegenreformation in Rom zusammen, sondern Roms Einfluß wird in allen öffentlichen Angelegenheiten der Staaten bemerkbar. Wie lebhaft hat sich die Kurie an den Invasionsprojekten gegen England beteiligt, die in der Aussendung der Armada ihren Höhepunkt und mit ihrer Vernichtung ein Ende fanden. Wie rührig hat sie unter Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. in die französischen Verwicklungen eingegriffen. Schon Pius V. sah sich durch seinen Einfluß auf die südeuropäischen Mächte in den Stand gesetzt, das christliche Gemeingefühl noch einmal gegen die Türken aufzurufen, und Sixtus V. mochte davon träumen, Ägypten erobern zu können.

Und doch würden wir sehr in die Irre gehen, wollten wir annehmen, daß die Gemeinsamkeit der Interessen so etwas wie den Gedanken an eine Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl im Sinn der von Pius V. wieder aufgenommenen apostolischen Parole bei den Mächten hätte aufkommen lassen. Die ererbte Devotion der deutschen und spanischen Habsburger kann man dafür so wenig zum Beweise heranziehen wie die Unterwürfigkeit, die Heinrich IV. zur Schau trug, als er bei seinem Übertritt zum Katholizismus (1595) seine Gesandten an seiner Statt den päpstlichen Rutenschlag zum Zeichen der Absolution erdulden ließ. In der Wirklichkeit erschöpfte sich die Devotion selbst in Spanien sehr rasch, und der französische König hat nie daran gedacht, seine Politik anders als nach eigenem Ermessen und Interesse einzurichten. Schon Klemens VIII. mußte sich wieder auf das Do ut des einlassen, das zwar einen Abfall vom Ideal, aber auch die einzige Möglichkeit bedeutete, etwas Reales zu erreichen. Gregor XIII. hatte zur Feier der Pariser Blut-

nacht (1572) eine Denkmünze schlagen lassen, Klemens VIII. durfte dem Edikt von Nantes (1598) keinen Widerspruch entgegensetzen. Er mußte mit dem König handeln, denn er brauchte ihn; verdankte er es doch seiner Hilfe, daß er Ferrara, das Herzogtum der Este, dem Kirchenstaate einverleiben konnte.

Die Sorge für den Kirchenstaat wird überhaupt ein immer wichtigerer Punkt im päpstlichen Programm. Freilich erwies sich die weltliche Herrschaft immer mehr als eine bedenkliche Mitgift für den Statthalter Petri, deren Verwaltung viel Zeit und Geld kostete und dabei stets den Keim der Mißhelligkeiten mit den anderen Staatengebilden auf italienischem Boden in sich trug. Wer eine Geschichte des Kirchenstaates oder der Stadt Rom unter päpstlicher Herrschaft zu schreiben hat, dem öffnet sich gerade jetzt ein reicher Ausblick. Schon Pius V. hatte versucht, den Kirchenstaat von dem Marasmus zu retten, dem er verfallen schien; aber die ebenso drakonischen wie doktrinären Maßnahmen des weltfremden Inquisitors schadeten mehr als sie nützten. Gregor XIII. — derselbe übrigens, der sich durch seine Kalenderreform unvergänglichen Ruhm erworben hat — zeigte redlichen Willen, aber dem Banditentum gegenüber, das unter dem Schutz des hohen Adels sein Haupt kecker erhob als je, war er wehrlos, und an Geld mangelte es immer, auch für die öffentlichen Bauten und Wohlfahrtseinrichtungen, die er ins Leben rief.

Epoche machte erst Sixtus V. Der hatte einst als Felice Peretti die Schweine gehütet, dann war er bei den Franziskanern untergekommen und, seit er (1552) Rom durch seine Fastenpredigten hingerissen hatte, der Liebling Ghislieris, bald Pius' V. geworden. Nunmehr regierte er als ein Fürst nach dem Herzen Machiavellis, freilich kein Fürst der Renaissance, sondern der Gegenreformation. Dem Volke blieb er unheimlich. Es hat ihm, wie einst Alexander VI., einen Pakt mit dem Bösen nachgesagt und nach seinem Tode seine Bildsäule zertrümmert. Mit grausamer Strenge wachte Sixtus über der öffentlichen Ordnung, und es gelang ihm wirklich, der Wegelagerer Herr zu werden. Seine geniale, vielbewunderte Finanzpolitik, zu deren Patronen er

Mutter Gottes und die Apostelfürsten machte, füllte die Kassen, trotzdem er manchen Griff hineintat, um große Aufgaben in großem Stile durchzusetzen: ihm verdankt Rom die Hebung der Landwirtschaft, insbesondere die ersten Ansätze zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe, ihm die große Wasserleitung, die Aqua Felice, die aus dem Latinergebirg in die Stadt geführt werden mußte. Auch die Kunst hat unter ihm nicht feiern müssen. Aber der Geist Sixtus' IV., nach dem er sich genannt hatte, wohnte nicht in diesem Papst, noch weniger der Julius' II., und Leos X. Der Obelisk auf dem Petersplatz, dessen Spitze das Kreuz trägt, ist das ragende Symbol der Verballhornung der Antike durch das mißverstandene Christentum.

Es bleibt noch eine letzte Frage, zugleich die wichtigste: was haben diese Päpste für die eigentliche Gegenreformation geleistet? Mit dieser Frage aber ist die andere unzertrennlich verbunden: wie stellten sie sich zu den Jesuiten? Der Orden war nicht zur Bekämpfung des Protestantismus gegründet worden; aber, wie die Dinge lagen, mußte sich diese Aufgabe sehr bald zur vornehmsten gestalten. Man wird die sichere Zähigkeit, mit der die ersten Jesuitengeschlechter sich ihr gewidmet haben, nie genug bewundern können. Sie erkannten sofort, daß kein Erfolg zu hoffen sei, so lange die Zustände im eigenen Lager nicht von Grund aus gebessert seien, und diese Besserung haben sie sich mit einem Eifer, der vor keinem Hindernis zurückscheute, angelegen sein lassen. Der Durchschnitt der katholischen Geistlichen sah solche Arbeit ungern; sie griff viel zu sehr ans faule Fleisch und brach viel zu sehr mit allem Gewohnheitschristentum, als daß sie nicht auf Widerspruch hätte stoßen sollen. Auch hat ihre schrankenlose Gläubigkeit an Artikel der Lehre, die aufgeklärten Katholiken längst dahingefallen zu sein schienen, die starre Unbeugsamkeit, mit der sie auf den Kadavergehorsam gegen die Kirche und ihr Oberhaupt drangen, sie anfänglich zumal in den Kreisen der Kirchenpolitiker unbeliebt genug gemacht. Dafür fiel ihnen das Volk zu, dessen kindlichen Sinn sie am besten verstanden, dem sie ins Gewissen redeten, ohne ihm zu schwere Lasten aufzubürden, das sie entzückten durch den phantastischen Reichtum ihres Kultus

und deſſen naiver Frömmigkeit ſie durch die ſinnreichſten Einrichtungen neue Nahrung zuführten. Die Krone ihrer Arbeit aber ward die Eroberung der Schule und damit des Einfluſſes auf die heranwachſenden Generationen.

Ihr Zentrum blieb Rom, ihr vornehmſter Hort der Papſt. Zu den fruchtbarſten Anregungen des Ignatius gehörte die Gründung jener Bildungsanſtalten für Geiſtliche in Rom, in denen katholiſche Jünglinge aus nicht katholiſchen oder in ihrem katholiſchen Beſtande gefährdeten Ländern ihre Erziehung erhielten, um ſpäter in ihrem Vaterlande den in Rom eingeſogenen Ideen mit ſchrankenloſer Hingabe zum Durchbruch zu verhelfen. Das Vorbild dieſer Kollegien wurde das von Ignatius begründete, von Gregor XIII. neugeſchaffene Collegium Germanicum mit ſeinen Kotröcken. Gregor XIII. hat auch das Collegium Romanum, das ſeine Entſtehung gleichfalls dem Ignatius verdankt, zu der „gregorianiſchen Univerſität“ umgebildet, die noch heutigen Tags die Pflanzſtätte jeſuitiſch-ultramontanen Geiſtes iſt. Überhaupt hat er in allen Schulbeſtrebungen der Jeſuiten ſeine Hand gehabt. Da gerade damals der Orden von einem ſchwachen General geleitet wurde, den Gregor ihm aufgedrungen hatte, ſo verſteht man, daß der päpſtliche Einfluß größer wurde, als es in der Idee begründet ſein konnte. Claudio Aquaviva, deſſen Generalat (1582 – 1605) den Höhepunkt in der erſten Entwicklungsperiode des Ordens bezeichnet, hat die bei aller Unterordnung unter die päpſtliche Autorität unentbehrliche Selbſtändigkeit wiederhergeſtellt. Das war um ſo ſchwieriger, als gleichzeitig der längſt vorhandene Gegenſatz zu den Dominikanern in offene Feindſchaft umſchlug und die Dominikaner in Verbindung mit der ſpaniſchen Regierung das Mißtrauen gegen die Jeſuiten eifrig ſchürten.

Unter Sixtus V., dem Gewaltherrn, hatten ſie ohnehin einen ſchweren Stand. Der ſah ein Majeſtätsverbrechen darin, daß der Jeſuit Bellarmin die Theorie von der päpſtlichen Univerſalherrſchaft, die Pius V. vorgetragen hatte und die ſeinen Nachfolgern als ſelbſtverſtändlich erſchien, dahin umbog, daß dem Papſt als Papſt direkt und unmittelbar nur eine geiſtliche Gewalt zu[illegible]

eine weltliche, freilich die höchste, nur indirekt eben wegen seiner geistlichen Gewalt. Er übersah, daß es sich dabei nur um ein außerordentlich geschicktes Manöver handelte, das auf Umwegen zu dem gleichen Ziele führte, ohne der modernen Auffassung vom Staat allzusehr ins Gesicht zu schlagen, und in der Praxis dachte ja auch kein Jesuit daran, einen Unterschied zwischen direkt und indirekt zu machen. Klemens VIII. lernte den Orden bald von neuem schätzen. In dem politischen Getriebe, das seine Zeit fast ganz ausfüllte, erwiesen sich die Jesuiten als schlaue, in der Wahl der Mittel nie verlegene, Sitte und Recht stets nach ihrem höchsten Zwecke auslegende Helfershelfer. Bald ist von keiner größeren Aktion mehr zu berichten, in der sie nicht eine Hauptrolle spielen; durch ihre geschickte Haltung gegen die Höfe und ihre auf die Schwächen der Vornehmen klug berechnete Beichtpraxis wissen sie sich im Besitz der Macht zu halten.

Papst Paul V. (Camillo Borgheſe, 1605–21), der Kopernikus auf den Index setzte und die Kirche nach den Grundsätzen Sixtus' V. steuerte, stützte sich durchweg auf die Jesuiten und lieh ihnen in gefährdeten Lagen seinen Arm. Seine Fehde mit Venedig, zu der er seine mittelalterliche Rüstung, Bann und Interdikt, anlegte, nahm nicht zum wenigsten deshalb einen so leidenschaftlichen Charakter an, weil die Republik die Jesuiten aus ihren Gebieten verjagte und der Papst die Rückkehr erzwingen wollte. Gerade damals waren die Jesuiten am Werke, die gefährliche Lehre von der Unterordnung der weltlichen unter die geistliche, der königlichen unter die päpstliche Macht mit ihrer verführerischen Dialektik überallhin zu verbreiten. Ihre Theorieen riefen furchtbare Aufregung hervor. Des Spaniers Mariana Schrift „vom Könige", in der die Erlaubtheit des Tyrannenmordes an dem Beispiel Cléments, des Mörders Heinrichs III. von Frankreich, illustriert wurde, verfiel dem Henker, als Ravaillacs Tat (1610) es offenbar zu machen schien, wohin solche Ansichten führen mußten. Das gleiche Schicksal erfuhr Suarez' gegen Jakob I. von England gerichtete „Verteidigung des katholischen Glaubens", in der die katholischen Untertanen des protestantischen Königs zum

Widerstand gegen die Staatsgewalt angeleitet wurden. Paul V. sah in diesen Theorieen Geist vom eigenen Geist und hat sie lebhaft, auch amtlich verteidigt. Den englischen Katholiken verbot er den Treueid zu leisten, und den verworfenen französischen König hatte nach seinem Ausspruch der Herr der Heerscharen gerichtet.

Die höchsten Triumphe aber feierten die Jesuiten unter Gregor XV. (Alessandro Ludovisio, 1621 – 23). Vielleicht sagt man richtiger: unter Ludovico Ludovisio, denn dieser Nepote war es, der unter dem altersschwachen Papst das Regiment führte, und er war von den Jesuiten erzogen worden. Ignatius von Loyola und Franz Xaver, der große Missionar, wurden jetzt des Heiligenscheines teilhaftig, vor allem aber wurde jetzt die Kongregation der Propaganda, der Mittelpunkt der römisch-katholischen Heidenmission, gegründet. Und, als sollte Roms Anspruch, die Herrin aller Kultur und Wissenschaft zu sein, recht drastisch beleuchtet werden, lieferte Max von Bayern die eroberte Heidelberger Bibliothek an den Papst aus, der sie als Bibliotheca Palatina im Vatikan aufstellen ließ.

Sicher wäre es dem Papsttum ohne die Jesuiten nicht beschieden gewesen, den Völkern noch einmal in der Glorie gegenüberzutreten. Und doch war Sixtus V. von einem richtigen Gefühl geleitet, wenn er seine Abneigung gegen den Orden nicht niederzukämpfen vermochte. Wer über die Idee des Papsttums nachdenkt und nach ihren großen Trägern fragt, der trennt sich ungern von diesem Papste. Auf Jahrhunderte hinaus ist er der letzte, an dem ein tieferes Interesse haftet. Das liegt nicht zuletzt daran, daß die Jesuiten in der Leitung der Geschicke der Kirche das Übergewicht erlangen. Neben den weißen Papst tritt nach und nach der schwarze, oder, um ein anderes Bild zu wählen, dem Papst wird mehr und mehr die Stelle des Königs im Schachspiel zugewiesen. Selbstverständlich ist es die höchste Pflicht des Soldaten, den König zu schützen; aber der König besitzt nur geringe Bewegungsfreiheit, und an der Schlacht hat er nur den Anteil, den ihm die Leitung zubilligen kann, ohne den Sieg zu gefährden. So bleibt auch der Papst der Stellvertreter Christi, dem die Jesuiten Treue

bis in den Tod geſchworen haben. Dennoch führt ihr General das Kommando, und das „Fähnlein Jeſu“ iſt die Gardetruppe. Können bei ſolcher Verteilung der Rollen Reibungen auf die Dauer vermieden werden, und wird die militäriſche Unterordnung die Probe beſtehen?

12. Niederlagen.

Niemand kann beſtreiten, daß die Päpſte der Gegenreformation es mit ihrem Hirtenberufe ernſt, oft unheimlich ernſt genommen haben. Was das bedeutet, gewahrt man erſt, wenn man ſich von Gregor XV. zu Urban VIII. (Matteo Barberini, 1623 – 44) wendet, der länger als irgend ein Papſt ſeit den Zeiten Hadrians I. und Leos III. auf Petri Stuhl geſeſſen hat. Eine völlig andere Luft umweht uns. Wir glauben in Florenz oder an einem anderen italieniſchen Fürſtenhof zu ſein; der Gedanke, daß wir es mit dem Papſt zu tun haben, kommt uns zuletzt. Urban VIII. beſchäftigen Kanonen und Soldaten; die Räume der vatikaniſchen Bibliothek hat er als Waffenkammer eingerichtet. Statt ſich in Erweiſungen der Frömmigkeit zu ergehen wie ſeine Vorgänger, macht er Verſe und ſorgt dabei für Glanz und Reichtum ſeines durch ihn gefürſteten Hauſes: von den Bienen, die die Barberini im Wappen führen, hieß es ſpäter, es ſei kein Wunder, daß ſie ſo fett ſeien, nachdem ſie ſich über 20 Jahre vollgeſogen hätten. Auch die auswärtige Politik trägt ein anderes Geſicht. Kaiſer Ferdinand II. konnte Urban nicht bewegen, in dem großen deutſchen Krieg den Religionskrieg zu ſehen, als den er ſelbſt ihn führte. Urbans antihabsburgiſche Intereſſen verleiteten ihn ſogar dazu, das Unternehmen des Schwedenkönigs mit Sympathie zu begrüßen, ſo daß man an ſeiner Kurie entrüſtet meinte: der König von Schweden zeige mehr Eifer für das Luthertum als der heilige Vater für den alleinſeligmachenden Glauben. Daß er der Nachtmahlsbulle ihre letzte Faſſung gab, könnte unter ſolchen Umſtänden verwunderlich anmuten, erführe man nicht, daß auch dieſer Papſt das ganze Selbſtbewußtſein ſeiner Vorgänger, freilich nicht ſowohl als Nachfolger Petri als in der Zuſpitzung

auf seine eigene Person besessen hat. In der Geschichte der Geistesentwicklung hat sein Name keinen guten Klang, denn unter ihm wurde Galilei der Prozeß gemacht.

Keinenfalls war seine Regierung eine glückliche Einleitung zu dem nun folgenden Jahrhundert, das auf das Ganze gesehen kein Ruhmesblatt in der Geschichte der päpstlichen Idee und ihrer Träger bedeutet. Weder begegnen uns große Gedanken noch treten uns sieghafte Persönlichkeiten entgegen. Ob diese Päpste Innocenz oder Alexander, Klemens oder Benedikt heißen, ist ziemlich gleichgültig. Vielleicht darf man zu Gunsten Innocenz' XI. (1676–89) eine Ausnahme machen. Er hat wenigstens einen gewissen Eindruck hervorgerufen, freilich auf Kosten seiner Stellung als Haupt der katholischen Christenheit, die ihn nicht hinderte, Wilhelm von Oranien seinen Segen zu erteilen, weil er von dessen Englandfahrt Verlegenheiten für den bitter gehaßten Ludwig XIV. erhoffte. Mit Recht macht Ranke darauf aufmerksam, daß in Rom die Fäden einer Verbindung zusammenliefen, die das Ziel und den Erfolg hatte, den Protestantismus im westlichen Europa von der letzten und großen Gefahr, die ihm drohte, zu befreien und den englischen Thron für immer für dieses Bekenntnis zu gewinnen. Die Stimmung der Gegenreformation war gewichen.

Im allgemeinen verhallt der Päpste Stimme in der großen Politik ganz ungehört. Niemand hat sich um die beweglichen Klagen gekümmert, mit denen Innocenz X. (1644–55) die „schwere Schädigung der katholischen Religion und der päpstlichen Rechte" im westfälischen Frieden begleitete. Völlig wirkungslos war es, daß Klemens XI. (1700–21) die Erhebung des brandenburgischen Kurfürsten zum König von Preußen als eine „freche, irreligiöse Schandtat" brandmarkte, die eine Entweihung der geheiligten königlichen Würde bedeute. Niemand nahm Notiz davon, als derselbe Klemens darauf bestand, daß seine Gesandten zu den Utrechter Friedensverhandlungen zugelassen würden. Sizilien, Sardinien, bald auch Parma und Piacenza gingen dem heiligen Stuhle trotz aller Proteste verloren; Österreich und die Bourbonen stellten sich ihm feindlich gegenüber; besonders lästig wurden d' Ansprüche Neapels, das am liebsten alle geistlichen V(

rechte, von den päpstlichen zu schweigen, beseitigt hätte. Im Jahre 1737 schrieb der venezianische Gesandte in Rom an seine Regierung: „Ich kann nicht leugnen, es hat etwas widernatürliches, wenn man die katholischen Regierungen sämtlich in so großen Zwistigkeiten mit dem römischen Hof erblickt, daß sich keine Aussöhnung denken läßt, die nicht diesen Hof an seiner Lebenskraft verletzen müßte. Sei es größere Aufklärung, wie viele annehmen, sei es ein Geist der Gewalttätigkeit gegen den Schwächeren, gewiß ist, daß die Fürsten mit raschen Schritten darauf losgehen, den römischen Stuhl aller seiner weltlichen Gerechtsame zu berauben".

Stand es so in der weltlichen Politik, so war es in der kirchlichen kaum besser bestellt. Auch hier ist der Einfluß des Papstes überall im Sinken begriffen. Die größten Schwierigkeiten bereitete Frankreich. Ludwig XIV., der allerchristlichste König, war zwar von jesuitischen Beichtvätern beraten, und Frau von Maintenon mit ihrem leidenschaftlichen Bekehrungseifer wußte ihn immer wieder gegen die Ketzer aufzureizen. Dennoch hat er mit der Kurie dauernd in Fehde gelegen. Der Gegensatz zur Kurie, nicht irgend welche liberal-kirchliche Anwandlung, war es auch, der ihn bestimmte, den Ideen des Gallikanismus, die in seinem Klerus stets lebendig geblieben waren, seine Sanktion zu verleihen und durch königliches Edikt (1682) verkündigen zu lassen, daß dem Papst nicht nur in bürgerlichen Dingen keine Macht zustehe, sondern auch seine geistliche Gewalt der Autorität der allgemeinen Konzilien unterstehe, ja selbst in Glaubenssachen sein Urteil ohne Zustimmung der Kirche nicht unabänderlich sei. Innocenz XI. hat die vier Sätze, in denen die Erklärung dieser „gallikanischen Freiheiten" (Libertés de l'église gallicane) formuliert war, durch Henkershand verbrennen lassen, und Innocenz XII. erlebte die Genugtuung, daß sich die Bischöfe gezwungen sahen, „niedergeworfen zu den Füßen seiner Heiligkeit ihren unaussprechlichen Schmerz zu bekennen", daß sie die Artikel anerkannt hatten. Ludwig hatte sie sofort im Stich gelassen, als es sein vorübergehend besseres Verhältnis zur Kurie ihm rätlich scheinen ließ. Wurden die Artikel auch

nicht förmlich widerrufen, so war doch von einer romfreien Kirche zunächst nicht weiter die Rede.

Die französische Geistlichkeit machte der Kurie auch in anderer Richtung fortgesetzt zu schaffen. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts ist erfüllt von den sogenannten jansenistischen Streitigkeiten, d. h. von der durch den holländischen Theologen Cornelius Jansen, genauer durch sein erst nach seinem Tode (1640) veröffentlichtes Buch über die Theologie des Augustinus, hervorgerufenen Bewegung. Die Lehre von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, von der Gebundenheit des menschlichen Willens, von der unwiderstehlichen Wirkung der göttlichen Gnade und von der Prädestination war darin mit den Worten und im Geist des großen Kirchenlehrers auseinandergesetzt. In einer Zeit, da die Jesuiten von alledem so ziemlich das Gegenteil lehrten, konnte diese Wiedergeburt einer innerlich gerichteten, auch die Untiefen der Religion nicht scheuenden Frömmigkeit eines starken Eindrucks nicht verfehlen. Ein mit dem Zisterzienserinnenkloster Port Royal des Champs, das vor den Toren von Paris lag, und seiner frommen Äbtissin Angélique Arnauld eng verbundener Kreis von gelehrten und federgewandten Männern tat sich zusammen, um diesen ernsten Gedanken gegenüber der seichten jesuitischen Moral und Religiosität zum Durchbruch zu verhelfen. Man ging auch zum Angriff über. Der jansenistischen Stimmung entsprangen die berühmten „Provinzialbriefe“ (1661), in denen der Mathematiker Blaise Pascal den Jesuitismus vor der gebildeten Welt an den Pranger stellte.

Die Jesuiten aber hatten nicht umsonst ihren Rückhalt am heiligen Stuhl. Schon 1642 erwirkten sie von Urban VIII. eine Bulle, die den Augustinus Redivivus, zunächst noch in allgemein gehaltenen Ausdrücken, zensurierte. Innocenz X. verwarf (1653) eine Anzahl aus dem Buche Jansens ausgezogener Sätze als häretisch, und als die Jansenisten bestritten, daß mit diesen Sätzen ihre Meinung überhaupt getroffen werde, entschied Alexander VI. (1656), daß dem doch so sei. Dieser Übergriff der päpstlichen Lehrgewalt, die rein Tatsächliche festzulegen nicht berufen schien, erregte weithin gros

Unwillen. Wirklich bequemte sich die Kurie unter Klemens IX. (1668) mit Bezug auf diesen Punkt zum Rückzug, die Verdammung jener Sätze aber hielt sie aufrecht. Fast schien es, als lasse sich der Streit auf dem Wege dieser Vermittelung begraben, da entfachte ihn die Veröffentlichung eines mit jansenistischen Anmerkungen versehenen Neuen Testamentes durch den Oratorianer Paschasius Quesnel von neuem. Das Buch erlangte bald eine große Verbreitung, und da gleichzeitig durch die von den Benediktinern veranstaltete kritische Ausgabe Augustins der Beweis geliefert wurde, daß Jansen seine Gedanken nicht mit Unrecht als augustinisch ausgegeben hatte, so war eine weitere Erstarkung der antijesuitischen und antikurialistischen Richtung die Folge. Nunmehr setzten die Jesuiten bei Klemens XI. (1713) die Konstitution „Unigenitus" durch, in der 101 Sätze des Quesnelschen Neuen Testamentes, weil sie jansenistischer Deutung fähig waren, verdammt wurden. Der französische Klerus spaltete sich; „Konstitutionisten" und „Antikonstitutionisten" standen sich gegenüber. Endlich gelang es der Kurie, die den Ministern Ludwigs XV. den erwünschten Kardinalshut nicht vorenthielt, durchzusetzen, daß die Bulle zum Reichsgesetz erhoben wurde.

Es ist auf lange hinaus der letzte Erfolg, den die Kurie, der letzte auch, den die Jesuiten erzielten. Der Orden war auf dem besten Wege zur Herrschaft, da verließ ihn die altbewährte Vorsicht, er wurde zu siegesgewiß. Immer lauter wurden die Klagen über sein theatralisches Unterrichtswesen, die Oberflächlichkeit seiner Lehrart, die Gewissenlosigkeit seiner Moral. Dazu kam die Entrüstung über die leichtfertige Art, mit der sich die Jesuiten bei ihren Missionen heidnischen Bräuchen anbequemten, ganz besonders aber über den Handelsgeist, der ihre Unternehmungen charakterisierte. Und schließlich verdarben sie es durch die Widersetzlichkeit, die sie in China und Indien gegenüber päpstlichen Dekreten entfalteten, auch mit dem römischen Stuhl.

Schon Benedikt XIV. (Prospero Lambertini, 1740–58), der unter dieser Widersetzlichkeit am meisten zu leiden hatte, hat sich gegen Ende seines Lebens mit dem

Gedanken getragen, den Orden zwangsweise zu reformieren. Ein wunderbarer Papst! Man sagt wohl, daß mit ihm die Aufklärung Besitz vom päpstlichen Stuhl ergriffen habe. Natürlich nicht die kirchenfeindliche, aber Benedikt zeigte doch Verständnis für die Anforderungen seiner Zeit, soweit sie mit den Traditionen seines apostolischen Amtes vereinbar waren. Als Landesvater sorgte er für seine Untertanen, hob Ackerbau und Industrie und minderte den Druck der Abgaben. Als Mann der Wissenschaft suchte er den regelmäßigen Verkehr mit Gelehrten, förderte die vatikanische Bibliothek und gründete Akademien für Archäologie und Kirchengeschichte. Als Herr der Kirche beschnitt er manches, was unter den Jesuiten ins Kraut geschossen war, und nahm sich der Bildung des Klerus an. In der Politik beobachtete er eine gemäßigte Richtung, bewies bei Abgrenzung der geistlichen und der weltlichen Machtsphäre großes Entgegenkommen und wußte auch mit protestantischen Fürsten ein erträgliches Verhältnis aufrechtzuerhalten. Friedrich der Große sprach von ihm mit besonderer Hochachtung, und mag bei der Widmung an den Papst, die Voltaire seinem Mahomet voranstellte, Ironie im Spiele gewesen sein, die Tatsache selbst beweist doch, daß man auch in den Kreisen der Aufklärer auf Benedikt achtete. Nimmt man zu dem allen, daß der Papst bei tadelloser Lebensführung ein heiterer und liebenswürdiger Gesellschafter war, von dem zahlreiche, im Munde des Statthalters Petri nicht unbedenklich klingende Witzworte im Umlauf sind, so erhält man ein Bild, dem in der Papstgeschichte kaum ein anderes zur Seite zu setzen ist: „Wenn auch im Schrein meiner Brust alle Wahrheit verschlossen liegt, so muß ich doch bekennen, daß ich den Schlüssel dazu nicht finden kann".

Daß ein solcher Papst nicht nach dem Herzen der Jesuiten war, läßt sich begreifen. Sie spannten ihren Einfluß im Kardinalskollegium an: Benedikts Nachfolger, Klemens XIII. (Carlo Rezzonico, 1758–69) war eine Kreatur des Ordens. Von ihm war eine Reform nicht zu erwarten, hat er doch, als Ludwig XV. sich bei dem Jesuitengeneral Ricci um eine solche bemühte, die berühmte Antwort gegeben: Sint ut sunt aut non sint (so

wie sie sind oder gar nicht). Da begannen die weltlichen Mächte den Kampf auf eigene Faust. In Portugal nahm der despotische Minister Pombal ein den Jesuiten ohne erweisliches Recht in die Schuhe geschobenes Attentat auf den König zum Anlaß ihrer Vertreibung (1759). In Frankreich war es die Bankerotterklärung der mit jesuitischem Kapital geführten Firma La Valette auf Martinique und der sich daran knüpfende Skandalprozeß, der sie unmöglich machte (1764). Die übrigen bourbonischen Staaten, Spanien, Parma, Neapel, aber auch Mailand und Venedig folgten. Klemens suchte den Orden zu schützen, indem er das Interdikt über seine Verfolger verhängte. Vergeblich! In ohnmächtigem Zorn klagte er: „Christi Statthalter wird gleich dem niedrigsten der Sterblichen behandelt".

Sein Nachfolger ist nicht umsonst der letzte Klemens. Es muß ein kühner Papst sein, der diesen Namen sich wieder beilegen wird. Lorenzo Ganganelli, der aus einem langen Konklave als Klemens XIV. (1769–74) hervorging, war der Kandidat der bourbonischen Höfe gewesen. Als vorsichtiger Mann, der einmal gesagt hat: „Ich schlafe ruhig, weil ich weiß, daß meine Gedanken mit mir schlafen" und der, wie der französische Gesandte meinte, immer zu der Partei dessen zu gehören schien, mit dem er sprach, hatte er keine förmlichen Versprechungen gegeben, aber sein Zugeständnis, daß trotz der gegenteiligen jesuitischen Behauptung ein Papst den Orden aufheben könne, mochte genügende Gewähr bieten. In Wirklichkeit hat er noch vier Jahre gezögert, bis er, immer stärker gedrängt, sich zu dem folgenschweren Schritt entschloß. Am 21. Juli 1773 unterzeichnete er das Breve Dominus ac redemptor noster („Unser Herr und Erlöser"), das am 16. August veröffentlicht wurde. Aufmerksame Lektüre des sorgfältig ausgearbeiteten, durch seine Länge auffallenden Schriftstückes belehrt darüber, daß es sich darin nicht um eine grundsätzliche Verdammung des Ordens handelt. Vielmehr wird die Aufhebung eben damit begründet, daß der Orden die reichen Früchte und den großen Nutzen nicht mehr hervorbringe, die er bei seiner Gründung habe erwarten lassen und in der ersten Zeit auch wirklich gebracht habe. Es wird auf die Zwietracht hingewiesen, die

er in den Staaten und in der Kirche selbst gesäet habe, auf die dem rechten Glauben und den guten Sitten gefährlichen Lehren, die seine Mitglieder verbreiteten, auf die ungeistliche Begierde nach irdischen Gütern. Es sei unmöglich, daß die Kirche zu einem wahrhaften und dauernden Frieden gelange, so lange die Gesellschaft Jesu bestehe.

Vom katholischen Standpunkt wird man gegen dieses Breve immer den berechtigten Einwurf erheben können, daß es trotz des darin zur Schau getragenen Aufgebotes päpstlicher Machtvollkommenheit den Charakter einer Opportunitätsmaßregel trägt: aus den dargelegten Motiven ließ sich wohl eine Zensurierung, nicht aber die Aufhebung des Ordens rechtfertigen. Der nichtkatholische, aber an der Geschichte der päpstlichen Idee teilnehmende Betrachter darf keinenfalls außer Acht lassen, daß die Aufhebung den Interessen des Papsttums direkt zuwiderlief. Daß das Bedenkliche der Maßregel nicht so in die Erscheinung trat, wie es unter normalen Verhältnissen hätte der Fall sein müssen, ist der französischen Revolution zu danken, die als eine Sturzwelle ohnegleichen über die ganze katholische Welt dahinbrauste und auch das Schifflein Petri unter sich begrub. Kein noch so gewandter Steuermann, auch nicht der verschlagenste Jesuit, hätte es vor diesem Unheil bewahren können.

Über vier Monate dauerte die Vakanz nach Klemens' Tode. Pius VI. (Angelo Braschi, 1775–99) konnte erst gewählt werden, nachdem er den bourbonischen Höfen beruhigende Zusicherungen in der Jesuitenfrage gegeben hatte. Wäre es nach ihm gegangen, er hätte am liebsten das Edikt seines Vorgängers gleich wieder zurückgenommen. Nun mußte er sich damit begnügen, den Vertriebenen gewissermaßen halbamtlich seine Unterstützung zuzuwenden. Im übrigen wurde seine Aufmerksamkeit durch die gefährliche Wendung, die die Zustände in der deutsch-österreichischen Kirche inzwischen genommen hatten, völlig in Anspruch genommen.

Nachdem die deutsche Kirche fast zwei Jahrhunderte unter dem Einfluß und schließlich unter der Herrschaft des Jesuitismus gestanden hatte, machte sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Gegenströmung bemerk-

bar, die durch die starken Zuflüsse, die sie aus der Arbeit der Aufklärung in Philosophie, schöner Literatur und Geschichtschreibung erhielt, rasch anwuchs. Nachdrückliche Vertretung fand dieser aufgeklärte Katholizismus an den Höfen der großen Erzbischöfe und Bischöfe, die durch Anstellung freisinniger Professoren an ihren Seminaren dafür Sorge trugen, daß auch der Klerus mit den Ergebnissen der Wissenschaft vertraut werde. Eine Erweichung des Gegensatzes zum Protestantismus, den die Jesuiten so verschärft hatten, und die allmähliche Emanzipation der protestantischen Untertanen auch der geistlichen Fürsten war die natürliche Folge. Vor allem aber war eine Minderung des päpstlichen Ansehens damit verbunden. Die episkopalistischen Gedanken regen sich überall, und neben dem Gallikanismus treten die naturrechtlichen Theorieen eines Hugo Grotius und Pufendorf und die Lehre von der Omnipotenz des Staates deutlich hervor.

Die zuletzt berührten Gedanken lesen wir sozusagen konzentriert in dem lateinisch geschriebenen Buche: „Vom Zustand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des römischen Papstes", das der Trierer Weihbischof Nikolaus von Hontheim unter dem Pseudonym Justinus Febronius 1763 veröffentlichte. Als Zweck dieses Buches bezeichnete der Verfasser schon auf dem Titelblatt die Wiedervereinigung der Konfessionen, als Mittel dazu empfahl er die Rückkehr zur altkirchlichen Verfassung. Das war freilich eine Utopie, aber Febronius stützte diese Utopie durch eine auf niederländische, französische und deutsche Gelehrsamkeit gegründete eingehende Darstellung, die sich zu einer sehr eindrucksvollen Verteidigung des episkopalistischen Systems gestaltete. Die lebhafte Aufnahme, die das Buch fand, ließ die Kurie sofort aufmerken: schon 1764 stand Febronius auf dem Index. Klemens XIII. suchte, freilich vergeblich, Joachim Philipp von Trier zur Maßregelung seines Weihbischofs zu bewegen, Klemens XIV. war durch die Jesuitenfrage in Anspruch genommen, Pius VI. aber setzte den Hebel von neuem an, und der von Exjesuiten bearbeitete Klemens Wenzel von Trier nötigte den 77jährigen Autor zum Widerruf (1778).

Aber mit Hontheims Unterwerfung war die Sache keineswegs zu Ende. Vielmehr zeigte sich bald, daß der Fall Febronius einen für die Kurie sehr unangenehmen kirchenpolitischen Nachgeschmack haben sollte. Im Jahre 1785 errichtete Pius VI. im Einverständnis mit Karl Theodor von Bayern eine Nuntiatur in München. Da das weitgedehnte Bayern, das damals außer Altbayern und der Oberpfalz auch die Kurpfalz und die Herzogtümer Berg und Jülich umfaßte, keinen selbständigen Landesbischof hatte, vielmehr souveräne Bischöfe, wie die von Köln und Salzburg, die kirchlichen Rechte in Bayern ausübten, so war eine solche Maßregel ebenso verständlich, wie es begreiflich ist, daß die Bischöfe davon eine Beeinträchtigung ihrer Gerechtsame erwarteten, sofern der Nuntius, zumal wenn er der Regierung genehm war, leicht die Jurisdiktion an sich ziehen konnte. Daher nahmen die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg die Nuntiusfrage zum Anlaß einer Prüfung und Abgrenzung der päpstlichen Rechte. In der sogenannten Emser Punktation (1786) schraubten sie den Primat des Papstes, wie es Febronius getan hatte, auf den Zustand der ersten Jahrhunderte zurück und forderten in allen national-kirchlichen Fragen die völlige Selbständigkeit des bischöflichen Regimentes unter dem Schutze des Kaisers.

Man wird diesen Forderungen die Sympathie nicht versagen können. Wären sie durchgedrungen, so wäre damit der tridentinische Katholizismus entwurzelt worden. Angesichts so mancher aufgeklärter Regierungshandlung der Kirchenfürsten, deren Räte die Urkunde aufsetzten, würde man gerne den Zweifel zurückstellen, ob sie es mit der Abschüttelung des römischen Joches auch wirklich ernsthaft gemeint haben. Leider ist aber unverkennbar, daß eine gute Portion Egoismus sie beseelte, und die Frage berechtigt, ob nicht das Ergebnis gewesen wäre, daß die Kirche eben nur ihren Herrn gewechselt hätte. Die kleineren Bischöfe, die sich ablehnend verhielten, schon weil man sie gar nicht gefragt hatte, hatten vielleicht nicht so unrecht, wenn sie, wie einst die fränkischen Bischöfe im Zeitalter Pseudo-Isidors, Roms Herrsc

der ihrer mächtigen Kollegen vorzogen. Jedenfalls wurde nichts aus der Sache. Der Mainzer trat, weil er die Kurie für die Bestätigung eines ihm aus politischen Gründen unentbehrlichen Koadjutors brauchte, sehr bald vom Vertrage zurück, und damit zerbrach das Ganze. Pius hatte ein leichtes Spiel. Seinem das Unternehmen schlechthin verdammenden Breve (1789) unterwarfen sich die Erzbischöfe bedingungslos. Dann kam die Revolution, und als sie vorübergerauscht war, hatte sie die souveränen Kirchenfürsten weggerissen und mit ihnen den Plan der Errichtung einer deutschen Nationalkirche.

Kaiser Josef II. hatte den Erzbischöfen seine „vollständige Mitwirkung und Handhabung nach dem ganzen Umfang des reichsgrundgesetzlichen Kirchenschutzes" in Aussicht gestellt. In Wirklichkeit tat er schon deshalb nichts, weil er vom Standpunkt seines Staatsabsolutismus in einer selbständigen kirchlichen Regierung überhaupt ein Übel erblickte. In Fortsetzung der noch unter Maria Theresia begonnenen Reformen hatte der Kaiser in seiner österreichischen Kirche alles auf den Kopf gestellt und sie unter völliger Ausscheidung des römischen Einflusses dem Staate untergeordnet: höchst persönlich hatte er auch die Regelung der Erziehung des Klerus, der Gottesdienstordnung und des Klosterwesens in die Hand genommen. So viel treffliches diese Gesetzgebung im einzelnen enthielt — auch das Toleranzpatent für die Protestanten (1781) ist ihr zu verdanken —, so krankte sie doch an einem Grundfehler: sie zeigte für die Besonderheit der Kirche als der Trägerin religiösen Lebens kein Verständnis und verletzte weithin die frommen Gefühle. Aber sie wurde mit großer Energie in Angriff genommen, und es schien, als sollte sie von Erfolg begleitet sein.

Der aufs höchste beunruhigte Papst entschloß sich, um das Unglück abzuwehren, zu einem ungewöhnlichen Schritt: er reiste nach Wien und erlebte die bitterste Enttäuschung. Zwar Josef wahrte dem heiligen Vater gegenüber wenigstens die Form, Graf Kaunitz, sein Minister, hielt aber auch das nicht für nötig und lehnte die vom Papst gewünschten Verhandlungen in brüsker Weise ab. Unverrichteter Dinge kehrte Pius über die Alpen zurück,

und es war nur ein kleiner Trost, daß ihm auf der Reise wie schon in Wien manche Ovation der Gläubigen zu teil wurde, an der der ungewohnte Anblick eines Papstes wohl größeren Anteil hatte als die Frömmigkeit. Das Verhältnis zum Kaiser verschärfte sich so, daß Pius in naiver Verkennung der wirklichen Lage mit dem Banne drohte; das Schreiben wurde ihm wieder zugestellt mit der Bitte, er möge den Unverschämten doch bestrafen lassen, der es gewagt habe, dergleichen unter päpstlichem Namen zu schreiben. Erfreulich war es für ihn, daß des Kaisers Reformen in dem damals zu Österreich gehörigen Belgien, das freilich ohnehin eine verlorene Provinz war, kläglich fiasko machten. Dafür sprang in der österreichischen Sekundogenitur Toskana Großherzog Leopold, gestützt auf seinen von warmen kirchlichen Interessen erfüllten Landesbischof Scipione Ricci, genau so rücksichtslos mit den päpstlichen Prärogativen um wie sein kaiserlicher Bruder, dessen Edikte er auch, als er ihm auf dem Throne gefolgt war, aufrechterhielt.

Doch was bedeuteten alle diese Schmerzen gegenüber dem großen Leid, das der Kirche und ihrem Oberhaupt von Frankreich, der emanzipierten Tochter, widerfuhr. Was von dort seit dem eine neue Zeit einleitenden Jahre 1789 von Monat zu Monat anwachsend und immer greller tönend an des Papstes Ohren schlug, das war der vor Jahrzehnten schon von Voltaire erhobene, nunmehr von Tausenden und aber Tausenden wiederholte Ruf: Écrasez l'infame! Nieder mit der Abscheulichen! Gemeint war die Kirche, zunächst nur als klerikale Organisation, der man angesichts der moralischen Verlotterung ihrer hochgestellten und der abergläubischen Verdummung ihrer niederen Glieder den Untergang geschworen hatte, bald auch die kirchliche, endlich die christliche Religiosität überhaupt. Gegenüber der im Juli 1790 von der Nationalversammlung beschlossenen, im August vom König unter Zwang gezeichneten bürgerlichen Konstitution des Klerus verhielt sich der Papst anfänglich ablehnend. Als aber die Zahl der Geistlichen anwuchs, die den Eid auf die neue Verfassung weigerten, und Zehntausende lieber außer Landes gingen als sich dem revolutionären Regi-

ment zu beugen, da genügte Pius seiner Pflicht als Stellvertreter Christi und Nachfolger der Apostel: er verdammte die Konstitution. Der Pariser Pöbel verbrannte den Papst in effigie und seine Enzyklika in natura, die Nationalversammlung aber ließ Avignon mit Beschlag belegen, das seit den Zeiten des 14. Jahrhunderts päpstliches Eigentum geblieben war.

Und nun drängen sich die Ereignisse. Die Weigerung des Papstes, die Abzeichen der neuen Republik in seiner Hauptstadt öffentlich angebracht zu sehen, und wars auch nur an der französischen Gesandtschaft, der Volkstumult, dem ein Sekretär dieser Gesandtschaft zum Opfer fiel, und manches andere verschlechterten das politische Verhältnis. Schließlich gab der Zutritt des Papstes zu der ersten Koalition der Mächte gegen Frankreich Bonaparte willkommenen Anlaß, auch gegen Rom vorzurücken. Unterhandlungen und Beschwichtigungsversuche kosteten nur Geld, Land und Leute: im Frieden von Tolentino (1797) ging Avignon endgültig, Bologna, Ferrara und die Romagna wenigstens vorübergehend verloren. Neue Tumulte in Rom führten im Februar 1798 zur Aufrichtung der Republik. Der kranke Pius aber wurde in das Dauphiné geschleppt, wo er am 29. August 1799 starb. So endigte das Jahrhundert mit der schwersten Niederlage. Die weltliche Macht der Kirche schien dahin, der Felsen Petri wankte, und im Sturmwind der Revolution verhallten die Worte: Weide meine Schafe!

13. Der Neubau.

In einem Bericht der bayrischen Regierung in Innsbruck an das Ministerium in München vom Jahre 1808 heißt es, daß „das Papsttum, so wie es dermalen bestehe, in bleibendem Kampf mit der weltlichen Gewalt und mit dem Geist des Jahrhunderts seinem Untergang entgegengehe", und daß „eine Trennung zweier Gewalten, die über Staatsbürger herrschen sollten, gar nicht mehr denkbar sei, sondern daß alles auf die vollkommenste Konzentrierung der Herrschermacht hindeute". Der

Gang der Ereignisse in der napoleonischen Zeit schien dieser Auffassung recht zu geben.

Zwar hatte der erste Konsul der Rückkehr des zu Venedig neugewählten Papstes Pius VII. (Barnabà Luigi Graf Chiaramonti, 13. März 1800 bis 20. August 1823) nichts in den Weg gelegt und ihm sowohl bei den Verhandlungen über die Wiedereinrichtung der französischen Kirche wie bei späteren Berührungen manche Aufmerksamkeit erzeigt. Natürlich nicht aus religiöser Ehrfurcht, nicht einmal aus persönlicher Verehrung, sondern lediglich aus Politik: Bonaparte brauchte den Papst, so lange die „kleine Krönungsflasche", wie Lafayette sich ausdrückte, „noch nicht über seinem Haupte zerbrochen war". Kaum war Napoleon Kaiser und bald darauf König von Italien, so zog er andere Saiten auf. Das nun entstehende Zerwürfnis wurde ihm zum Anlaß, im Mai 1809 Rom zur kaiserlichen Stadt zu erklären, den Rest des Kirchenstaates mit Frankreich zu vereinigen und den Papst, der den Bann sprach über die Urheber und Gehilfen an solchem Kirchenraub, in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli verhaften und nach Savona bei Genua abführen zu lassen.

Da Pius den kirchlichen Maßregeln des Kaisers dauernd Widerstand entgegensetzte, mußte er im Mai 1812 wie sein Vorgänger über die Alpen ziehen. Er war so krank, daß man ihn mit den Sterbesakramenten versah; auf die rohe Behandlung, die ihm widerfuhr, hatte selbst das keinen mildernden Einfluß. In Fontainebleau angelangt, verstand er sich im Januar 1813 unter schwerem Druck zu einem seine Souveränetät gefährdenden Abkommen, um es, von den heftigsten Gewissensbissen gepeinigt, wenige Wochen später wieder zurückzunehmen. Inzwischen war der große Umschwung eingetreten. Die Niederlagen des Jahres 1813 zwangen den Imperator auch dem Papst gegenüber zur Nachgiebigkeit. Im März 1814 wurde Pius, damals schon wieder in Savona, aus der Haft entlassen, am 29. Mai hielt er seinen Einzug in Rom. Der Jubel des Volkes begrüßte ihn: unter dem Krummstab lebte sichs doch zu gut, und der französischen Herrschaft, die trotz ihrer Kürze manche erhebliche Besserung

im Staatsweſen, freilich auch nicht geringe Steuerbelaſtung gebracht hatte, weinte man keine Tränen nach.

Es wird immer erſtaunlich bleiben, wie raſch ſich das Papſttum von dieſer Niederlage ohne Gleichen erholt hat. Wenn man mit Ranke das Zeitalter der Reſtauration als eine Reaktion der germaniſchen Welt und des Nordens gegen die revolutionierten romaniſchen Völker bezeichnen will, ſo wird doch nicht recht deutlich, inwiefern gerade das Papſttum von einer ſolchen Reaktion ſonderliche Vorteile erhoffen konnte. Aber die Solidarität von Thron und Altar, die damals im Hintergrunde aller Maßnahmen für die Wiedererrichtung des Zerſtörten oder Erſchütterten ſichtbar wird, hat auch auf das Verhältnis zu Rom beſtimmend gewirkt. Tatſächlich zeigten ſich die Diplomaten des Wiener Kongreſſes von unbegrenzter Hochachtung gegen die älteſte und legitimſte Monarchie, als welche ihnen die römiſche erſchien, erfüllt. So ſetzte man das Papſttum wieder in den Sattel, indem man ihm durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 den Kirchenſtaat ohne Avignon und mit kleinen Abtretungen an Öſterreich zurückgab.

Pius allein hätte mit dieſem Geſchenk nicht viel anfangen können. Man kann ihn nicht beſſer charakteriſieren als mit den Worten Napoleons: „Er iſt ein Lamm, wahrlich ein guter Menſch, ein Engel von Güte“. Sein Horizont war eng in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen und doch nicht ſo beſchränkt, daß er nicht den Wert hätte ermeſſen können, den ein treuer Diener für einen Fürſten hat. Das Vertrauen, das er dem Marcheſe Ercole Conſalvi, dem er ſeine Wahl zu danken gehabt und den er ſofort zum Kardinal und zu ſeinem Staatsſekretär erhoben hatte, trotz aller Anfeindungen bis zu ſeinem Tode erhielt, hat nicht nur, menſchlich betrachtet, etwas Rührendes, ſondern bleibt angeſichts der ungewöhnlichen Bedeutung des Miniſters auch geſchichtlich bemerkenswert. Unter den Diplomaten der Reaktionszeit ſteht Conſalvi in vorderſter Reihe ſowohl um ſeiner ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften als um ſeiner Erfolge willen. Er hatte gleich zu Anfang der Regierung Pius' (1801) das Konkordat mit der franzöſiſchen Repu-

blik abgeschlossen, das die Wiederaufrichtung der katholischen Kirche in Frankreich bedeutete, zugleich aber auch ihre völlige Unterordnung unter den Papst unter Aufgabe der gallikanischen Grundsätze. Er hatte als päpstlicher Gesandter in Wien die Geschäfte der Kurie besorgt und war nun erfolgreich bemüht, durch Abschluß von Konkordaten mit den katholischen Regierungen unter Zurückdrängung aller nationalkirchlichen Anwandlungen, überall die Dinge auf den Stand vor der Revolution zurückzuschrauben, wo aber, wie in den protestantischen Gebieten Deutschlands durch die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer (1803) ganz neue Verhältnisse geschaffen waren, für die Kirche die größtmöglichen Vorteile herauszuschlagen. Daneben suchte er durch eine dem modernen Staatsgedanken nach Möglichkeit angepaßte Verwaltung die seiner Leitung anvertrauten päpstlichen Territorien wirtschaftlich zu heben, ohne freilich den Beweis erbringen zu können, daß dieser letzte Rest geistlich-weltlicher Herrschaft etwas anderes als eine Regelwidrigkeit unter den staatlichen Gebilden darstellte.

Wie hoch man aber auch Consalvis Werk einschätzen mag, auf administrativem Wege war die Herrschaft über die Geister, die dem Papsttum im Zeitalter der Aufklärung verloren gegangen war, nicht wiederzugewinnen. Hier mußten andere Mächte auf den Plan gerufen werden. Vielleicht die wichtigste Regierungshandlung Pius' VII. ist die Wiederherstellung des Jesuitenordens. Kaum hatte sich der Papst in Rom wieder eingerichtet, so hob er durch Breve („Sollicitudo omnium ecclesiarum", d. h. die Sorge für alle Kirchen) vom 7. August 1814 die den Orden betreffende Verfügung seines Vorgängers Klemens XIV. „glücklichen Angedenkens" wieder auf, indem er wie jener seine Anordnung als für alle Zeiten gültig bezeichnete und zum Überfluß jeden Versuch, daran zu rütteln, für null und nichtig erklärte. Im Gegensatz zu Klemens spricht Pius von den überreichen Früchten, die der Orden gebracht habe, und meint, daß er sich vor dem Angesichte Gottes eines überaus schweren Verbrechens schuldig machen würde, wollte er die kräftigen und erfahrenen Ruderer zurückweisen, die das Schifflein Petri vor Wirbeln und

Wellen zu retten sich erbieten. Von seinem Standpunkt aus hatte er unzweifelhaft Recht, und die Regierenden teilten weithin diesen Standpunkt. Von Viktor Emanuel I., der die Jesuiten schon 1815 wieder zuließ, ist das Wort überliefert: „Ich habe mich davon überzeugt, daß allein die Jesuiten im Stande sind, einer Revolution Trotz zu bieten. Da ich meinen letzten Mann und meinen letzten Groschen daran zu wenden entschlossen bin, die Revolution zu unterdrücken, so folgt, daß ich den Jesuiten vollen Spielraum in meinen Staaten lasse".

Und es war nicht nur die Angst vor der Revolution bei den Fürsten und Staatsmännern, die dem Jesuitismus und dem Papalismus den Weg bahnte, fast noch mehr war es der Umschwung in der Stimmung der Dichter und Denker. Die französischen und die deutschen Romantiker hatten von Anfang an in der Revolution die Kraft am Werke gesehen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Nach Saint Martin hatte sie den Krankheitsstoff aus der Menschheit ausgetrieben, zu dem er freilich auch Kirche und Königtum rechnete. Für Novalis war die Anarchie das Zeugungselement der Religion, die aus der Vernichtung alles Positiven ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin hervorhebt. Mehr und mehr sah man mit ihm das Heil in einer „dauerhaften Kirche, die alle nach dem Überirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießt". Schon Novalis prophezeit, daß der Jesuitenorden, „der jetzt (1800) in armseliger Gestalt an den Grenzen Europas schläft, von dorther sich mit neuer Gewalt über seine alte Heimat verbreiten werde", schon er hält den Bannstrahl bereit, den die Päpste des 19. Jahrhunderts zu wiederholten Malen gegen die aufgeklärte Philosophie und Wissenschaft geschleudert haben.

Bald fand auch der Papalismus seinen klassischen Vertreter in der Literatur. Dem mit den Jesuiten engverbundenen Grafen Joseph de Maistre war es vorbehalten, in seinem Buch „Vom Papst" (1819) der Welt zu zeigen, was sie an dem Herrn zu Rom besitze und wie das Heil nur von dort zu erwarten sei. De Maistre

ist Absolutist bis in die Knochen: eine Regierung, die nicht monarchisch und als monarchische nicht absolut ist, ist keine Regierung; das gilt vom weltlichen wie vom geistlichen Regiment, von den Fürsten wie vom Papst. Aber die weltliche Souveränetät hat eine Schranke in sich selbst; sie hat nicht die Verheißung der Gerechtigkeit, trotzdem sie bestrebt ist, gerecht zu regieren. Selbsthilfe ist dem gegenüber unmöglich, der Weg der Revolution ungangbar. Der unfehlbare Papst, der als Statthalter Christi die Gerechtigkeit in sich trägt, ist der wahre Mittler zwischen Fürst und Volk, und die Fürsten haben keinen Grund, seiner Einmischung entgegenzutreten; sind es doch immer nur große Überschreitungen, die die Rüge der Päpste herausfordern. Welchen Widerhall diese Darlegungen in Deutschland fanden, zeigen am besten die Worte der Herausgeber der von Friedrich August Schlegel veranlaßten Übersetzung: „Ohne den Papst gibt es kein Christentum mehr, und die gesellschaftliche Ordnung ist unausbleiblich in ihrem Herzen verwundet". In Italien aber stellte Carlo Fea wieder die Behauptung auf, daß der Papst auch in weltlichen Dingen die Oberhoheit über die Fürsten besitze. Es ist bezeichnend, daß der vorsichtige Consalvi dieser Schrift die Druckerlaubnis verweigerte.

Aber Consalvis Rolle war nach Pius' Tode ausgespielt. Mit Leo XII. (Annibale della Genga, 28. Sept. 1823 bis 10. Febr. 1829) kam die Partei der „Zelanti" (d. h. Eiferer, Intransigenten) ans Ruder, denen das Regiment des „liberalen", richtiger opportunistischen Staatssekretärs stets zum Ärgernis gereicht hatte. Jetzt wurde Feas Schrift gedruckt, und auch die Anschauungen des Dominikaners Anfossi über das Verdammungswürdige der Säkularisation, die Consalvi gleichfalls zurückgehalten hatte, erblickten das Tageslicht. Das war programmatisch, und ein Programm war auch Leos erstes Rundschreiben (5. April 1824), das nicht nur die Bibelgesellschaften von neuem verdammte, über die schon Pius VII. (4. Juni 1816) als über eine „abscheuliche, die Grundlagen der Religion zum Wanken bringende Erfindung" den Stab gebrochen hatte, sondern auch den „Tolerantismus" oder „Indifferentismus", d. h. die Lehre, wonach

es dem Menschen freistehe, sich ohne Nachteil für seine Seligkeit einer beliebigen Religionspartei anzuschließen. Zwar war Leo klug genug, um sich von dem sterbenden Consalvi in die Geheimnisse der Staatskunst einweihen zu lassen, aber weder er noch seine Berater besaßen die Fähigkeit, das fortzusetzen, was der große Kardinal begonnen hatte. So verfandeten die Ansätze, ein Regiment der rücksichtslosen Reaktion trat an die Stelle geschickt abwägender Verwaltung, und je mehr die freiheitlichen Bewegungen sich zu regen begannen, um so schärfer wurden die Zügel angezogen. Mit auffallender an Calvin erinnernder Härte hat der Papst in dem leichtlebigen Rom regiert. „Auch andere Päpste", meint Ranke, der damals in Rom nach Urkunden suchte, „haben sich verhaßt gemacht, aber einige Anhänger hatten sie immer. Leo XII. war bei allen verhaßt; vom Prinzen bis zum Bettler, niemand war sein Freund". Und als er mitten im Faschingstrubel starb, da spottete der Volkswitz:

„Drei Übel fügt' uns zu der heilige Vater,
Er nahm die Krone an, lang leben tat er,
Den Karneval im Tod verdorben hat er".

Die Wahl Pius VIII. (Francesco Xaverio Castiglioni, 31. März 1829 bis 30. Nov. 1830) war das Ergebnis eines Kompromisses mit Österreich und Frankreich. Der brave Mann, der in seiner sentimentalen Ängstlichkeit Bedenken trug, den heiligen Bernhard von Clairvaux zum Kirchenlehrer zu promovieren, weil er auch aus der Familie der Castiglioni (Chatillon) stamme, regierte nicht lange genug, um Eindruck zu hinterlassen. Dafür war sein Nachfolger Gregor XVI. (Bartolomeo Cappellari, 2. Febr. 1831 bis 1. Juni 1846) wieder ein Hierarch alten Stiles, der den berühmten Trägern seines Namens Ehre zu machen beflissen war. Seine Jugend reichte weit in das 18. Jahrhundert zurück (geb. 1765); 18 Jahre alt war er in den strengen Kamaldulenserorden eingetreten. In demselben Jahre, in dem der gefangene Pius VI. sein leidenreiches Leben beschloß, hat Cappellari, jetzt Pater Mauro genannt, den „Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche über die Angriffe der Neuerer" in besonderer Schrift gefeiert. 1823 ward er General seines

Ordens, 1826 Präfekt der Propaganda. Was er als junger Mann geschrieben hatte, gedachte er in seinem Pontifikate wirklich zu machen. Er war kein unbedeutender Mann. Man sagt ihm große Kenntnisse nicht nur in den scholastischen, sondern auch in den realen Wissenschaften nach; und es ist vielleicht ein Nachhall seines vielbetätigten Interesses für die Geometrie, daß unter ihm die Namen Kopernikus und Galilei vom Index verschwanden. Aber er war ein abgesagter Feind der neuen Zeit. Sein Rom sollte, zur großen Freude der Künstler und aller Katholiken und Protestanten romantischer Richtung, die Stadt des Altertums und Mittelalters bleiben, die mit ihren unvergleichlichen Reizen die Welt stets von neuem eroberte; mochten andere Länder von Eisenbahnen durchfurcht werden, im Kirchenstaate wurden sie nicht geduldet, so wenig wie die Gasbeleuchtung. In der Verwaltung hob die Reaktion unverschleiert ihr Haupt. Alle Beurteiler sind sich darüber einig, daß das Regiment des Staatssekretärs Lambruschini allmählich zu völliger Verrottung der Zustände führte. Gregor scheint selbst eine Empfindung dafür besessen zu haben, daß es so nicht weitergehen könne. Man sagt, er habe geäußert: „Die bürgerliche Verwaltung der römischen Staaten bedarf einer großen Reform, aber ich war zu alt, als man mich zum Papst wählte; ich glaubte nicht, so lange zu leben, und hatte nicht den Mut, die Arbeit anzufangen. Denn wer sie beginnt, der muß sie auch durchführen".

Von solchen Schwächeanwandlungen des alten Papstes war in der allgemeinen Regierung der Kirche nichts zu spüren; vielmehr atmen die Enzykliken und Breven, mit denen Gregor nicht kargte, ganz den ungebeugten Geist des seiner Aufgabe vollbewußten Nachfolgers Petri. Freilich weiß man nicht, wie weit ihm die Jesuiten die Feder geführt haben, denen gerade damals in dem Niederländer Johann Philipp von Roothaan (1829–53) ein neuer Aquaviva erstanden war. Jedenfalls bedeutet der Pontifikat Gregors ein Anwachsen des jesuitischen Einflusses auf der ganzen Linie. Schon der Hirtenbrief vom 15. August 1832 ist das Manifest dieses Einflusses; er ist mit seiner Verwerfung der Gewissens- und der Preßfrei-

heit vielleicht der wichtigste, jedenfalls der charakteristischste Vorläufer der Enzyklika und des Syllabus von 1864. Unter der Leitung der Jesuiten streckte der Ultramontanismus von neuem seine Fänge nach Deutschland aus. Damals erlosch das Licht der Wessenberg und Spiegel, der Hermes und Baader, und hell leuchteten die Droste und Dunin, die Görres und Jarcke. Neue Sterne wiesen den Weg über die Alpen, wo in dem 1818 neu begründeten Collegium Germanicum die rotröckigen Zöglinge von Jahr zu Jahr an Zahl zunahmen und an der 1824 den Jesuiten zurückgegebenen gregorianischen Universität Giovanni Perrone päpstliche Normaldogmatik lehrte. Das Jahr 1835, in dem Gregor XVI. die Schriften des Bonner Professors Georg Hermes als eines „Lehrers des Irrtums" verdammte, war ein annus nefastus, ein Unglücksjahr für die deutsche katholische Theologie.

Wären in Frankreich die Bourbonen am Ruder geblieben, so wären die Erfolge der romanistischen Bewegung noch raschere gewesen. Man war auf dem besten Wege, hinter das Konkordat von 1801 auf das von 1516 zurückzugreifen und die letzten Reste der gallikanischen Artikel preiszugeben. Überall regten sich die Jesuiten. Da kam die Julirevolution, und mit ihr eine neue Sturzwelle für den Orden. Gregor selbst mußte schweren Herzens dem General zur Auflösung der französischen Assistenz des Ordens raten. Auch mußte er es erleben, daß der Abbé Lamennais, dem seit dem Studium de Maistres die Augen darüber aufgegangen waren, daß der Papst die Gesamtvernunft der Menschheit repräsentiere, und der für diese Erkenntnis von Leo XII. den Kardinalshut hatte erhalten sollen, unter dem Eindruck der Revolution und des Bürgerkönigtums zu so radikalen Ansichten fortschritt, daß schließlich Papst und Kirche darin keinen Raum mehr fanden. Dafür erhob sich in Lamennais' Schüler, dem Dominikaner Lacordaire, ein neuer Anwalt papalistischer Gedanken. Aber an der Art, wie dieser Feuergeist von der Kanzel in Notre-Dame herunter die Versöhnung des Romanismus mit den Grundsätzen der modernen Kultur predigte, nahm man an der mißtrauischen Kurie zunächst noch Anstoß. Dafür hatte man seine reine

Freude an dem immer sichtbarer werdenden Vordringen der Jesuiten in Belgien und Irland; und auch die Entwickelung des englischen Katholizismus, dem durch die Emanzipationsakte von 1829 ein freies Wirkungsfeld geschaffen worden war, weckte kühne Hoffnungen.

Während dieser ganzen Zeit glomm in Italien die revolutionäre Bewegung weiter, die ihre Spitze nicht nur gegen die reaktionären einheimischen Regierungen richtete, sondern zugleich die Befreiung Italiens von der österreichischen Fremdherrschaft anstrebte. Zuerst waren es die vielverfolgten Carbonari (d. h. Köhler, sogenannt nach ihrem, dem Köhlerwesen entnommenen, geheimen Ritual), seit der Mitte der dreißiger Jahre Giuseppe Mazzinis „junges Italien", das unter der Devise: „Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit" das Risorgimento (Erhebung) anstrebte. Sahen diese Männer kein Heil ohne die gänzliche Beseitigung der päpstlichen Herrschaft, so erhofften andere von einer Reform des Papsttums und von seiner Aussöhnung mit den Ideen der neuen Zeit die glückliche Zukunft. In einem immer wachsenden Kreise Gleichgesinnter wirkte der zartsinnige Antonio Rosmini für sein Ideal der Reinigung der Kirche, der Hebung des priesterlichen Sinnes und der Heraufführung eines religiösen Papsttums, dem er freilich die Führung auch in den weltlichen Angelegenheiten zugeteilt wissen wollte. Mit der Begeisterung des Phantasten warb Vincenzo Gioberti in der breiten Öffentlichkeit für seinen Gedanken eines italienischen Staatenbundes mit dem Papst an der Spitze als dem Dogen und Gonfaloniere, dem Schiedsrichter und Friedensstifter für ganz Europa, dem Lehrer und Bildner der Welt, dem geistlichen Vater des Menschengeschlechtes. Als nüchterner Politiker suchte Cesare Balbo diesen Traum auf das ihm erreichbar Scheinende einzuschränken, indem er einen lombardischen Staatenbund mit Sardinien an der Spitze empfahl; aber auch ihm ist Sardinien nur das Schwert, das Herz Italiens ist der Papst.

Es kam eine Zeit, die die Erfüllung dieser „Hoffnungen Italiens" zu bringen schien. Das waren die ersten Jahre Pius' IX. (16. Juni 1846 bis 7. Februar 1878). Giovanni Maria, aus dem adligen Hause der Mastai-

Ferretti, geboren am 13. Mai 1792 in Sinigaglia, hatte eine raſche Carrière gemacht: ſchon unter Leo XII., der den Liebenswürdigen liebte, erhielt er das Erzbistum Spoleto, 1832 wurde er Biſchof von Imola, 1840 Kardinal. Da man weder einen der „foſſilen“ Partei der Gregorianer angehörigen Papſt noch einen ausgeſprochenen Freiheitsmann wünſchte, ſo empfahl ſich der biegſame und beredte Maſtai, von dem man Reformen erwarten durfte, ohne ein zu raſches Tempo befürchten zu müſſen. Wirklich zeigte ſich der neue Papſt, obwohl ihm die Gregorianer im Kardinalskolleg in den Ohren lagen, bereit, auf die liberalen Ideen einzugehen; im März 1848 bot er die Hand zu einer Art von konſtitutioneller Verfaſſung, und das Volk jubelte. Aber die Begeiſterung verflog ſehr raſch, als Pius, anſtatt ſich nach der Kriegserklärung Karl Alberts von Sardinien an Öſterreich an die Spitze der nationalen Bewegung zu ſtellen, in einer Enzyklika vom 29. April 1848 erklärte, daß es ihm unmöglich ſei, eine katholiſche Macht zu bekriegen. Mit einem Schlage war ſeine Popularität dahin. Die Mazziniſten gewannen in Rom die Oberhand; der edle, mit den Ideen Giobertis und Rosminis vertraute Pellegrino Roſſi, den der Papſt im September in das Miniſterium berufen hatte, erlag am 15. November, als er ſich in die Kammerſitzung begab, dem Mordſtahl eines Revolutionärs. Pius ſelbſt ſah ſich im Quirinal bedrängt; in ſein Vorzimmer fielen die Kugeln. Da floh er, am 24. November, insgeheim nach dem neapolitaniſchen Gaëta. In Rom aber ward die Republik ausgerufen (9. Februar 1849).

Inzwiſchen gelang es den Öſterreichern, der oberitalieniſchen Erhebung Herr zu werden. Die Siege Radetzkys bei Cuſtozza (25. Juli 1848) und Novara (23. März 1849) führten zur Abdankung Karl Alberts; Lombardo-Venetien ward der öſterreichiſchen Monarchie von neuem einverleibt. Dieſer Ausgang und die Abneigung der Mächte gegen einen republikaniſchen Einheitsſtaat kam dem Papſte zu ſtatten, der Öſterreich, Frankreich, Spanien und Neapel zu ſeiner Unterſtützung aufgerufen hatte. Frankreich wurde die bewaffnete Intervention übertragen; der Marſchall Oudinot beſiegte Garibaldis Scharen, und am

14. Juli bereits wurde die päpstliche Regierung wiederhergestellt. Pius kam erst am 12. April 1850 zurück; gegen den Liberalismus war sein Herz verhärtet.

Der fromme, aber abergläubische, nicht unbegabte, aber unwissende Mann war wie prädestiniert zum Werkzeug der Jesuiten. Seit Jahrzehnten setzte der Orden all seine Arbeit daran, der Lehre von dem Universalepiskopat und von der Unfehlbarkeit des Papstes in der katholischen Christenheit zum Siege zu verhelfen. „Vom Papste", schreibt der Altkatholik von Schulte, der sich auf eigene Erfahrung berufen kann, „wurde vor 1848 in den Schulen nur gesprochen, wo es nötig war. Ich habe vor 1848 nie eine Predigt über Kirchenstaat oder ähnliches gehört. Seitdem wird aber an manchen Orten mehr über ihn als über das Evangelium gepredigt". In England, wo seit 1853 wieder eine organisierte Hierarchie bestand, begann man von einer „Andacht zum Papste" zu reden: „Der souveräne Pontifex", so predigte der Oratorianer Faber, „ist die dritte sichtbare Gegenwart Jesu Christi unter uns, der sichtbare Schatten, der vom unsichtbaren Haupt der Kirche im heiligen Sakrament ausgeht". Und was in Deutschland und England geschah, dafür boten die Länder romanischer Zunge noch besseren Boden. Es genügt, an Frankreich zu erinnern und an die agitatorischen Reden Louis Veuillots, dessen „Univers" das Sprachrohr aller ultramontanen Bestrebungen wurde. Ganz besonderen Eifer aber zeigten die Jesuiten, seit 1853 unter der Führung des Belgiers Pierre Jean Beckx, des „schwarzen Papstes". Die 1850 in Neapel gegründete, bald nach Rom übertragene „Civiltà Cattolica" wurde das Hauptorgan ihrer auch für die Laien bestimmten Publizistik, das bald die besondere Gunst des Papstes gewann. Er konnte darin Sätze wie diesen lesen: „Wenn der Papst denkt, so ist es Gott, der in ihm denkt".

Die am 8. Dezember 1854 vom Papste in der Peterskirche vorgenommene feierliche Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, d. h. die Dogmatisierung (Definition) der Lehre, daß bereits Maria im mütterlichen Schoß ohne Vererbung der Schuld Adams noch irgend eines Keims sündhafter

Neigung empfangen wurde, bedeutete eine wichtige Etappe auf dem papalistischen Siegeszug. Dem glühenden Verehrer der Gottesmutter, der Pius von Jugend auf gewesen war, mag die Verkündigung als ein wichtiges Werk besonders am Herzen gelegen haben. Denen, die die Geschäfte in Quirinal und Vatikan betrieben, war sie mindestens ebenso wichtig als ein Fühler für das, was sich die katholische Welt von einem Papste ohne Konzil bieten lassen würde. Richtig sagt der Jesuit Schrader: „Die selbständige Definition eines Dogmas schließt gleichzeitig, zwar nicht ausdrücklich und förmlich, aber nichtsdestoweniger unzweifelhaft und tatsächlich, eine andere dogmatische Entscheidung in sich: nämlich die Entscheidung der Streitfrage, ob der Papst in Glaubenssachen auch für seine Person unfehlbar sei oder ob er diese Unfehlbarkeit nur an der Spitze eines Konzils anzusprechen habe". Und wirklich war die katholische Welt schon so kunstgerecht bearbeitet, daß sich nennenswerter Widerspruch nicht erhob, die Berechtigung jenes Anspruches also stillschweigend anerkannt wurde.

Unter denselben Gesichtspunkt wird man auch die vielberufene Enzyklika Quanta cura (Mit welcher Sorge) vom 8. Dez. 1864 zu rücken haben. Sie enthält Variationen dessen, was in den Enzykliken Gregors XVI. und den von Pius selbst früher erlassenen ausgeführt worden war, mit starker Betonung der Theorie, daß Urteilen und Entscheidungen des apostolischen Stuhles nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitte, sondern auch in Rechts- und Disziplinfragen Gehorsam gebühre, da die Weigerung mit der katholischen Lehre „von der dem römischen Papste von Christus dem Herrn selber göttlich verliehenen Vollmacht, die gesamte Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren", im Widerspruche stehe. Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, was darunter im einzelnen zu verstehen sei, ist der Enzyklika ein „Verzeichnis der hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit" beigegeben. In den 80, sorgfältig in zehn Abteilungen gegliederten Sätzen dieses unter seiner lateinischen Bezeichnung „Syllabus" berühmt gewordenen Schriftstückes muß der ganze Ertrag der neuzeitlichen Errungenschaften auf

dem Gebiet der Religions- und Gewissensfreiheit Revue passieren, und das Verzeichnis gipfelt in der Verwerfung des Satzes: „Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung aussöhnen und verständigen". In ihrer ganzen Tragweite wird man auch diese Sätze erst würdigen können, wenn man sie im Lichte der zahlreichen jesuitischen Publikationen der Zeit liest.

Zu den in dieser Kraftprobe päpstlichen Selbstgefühls verworfenen Irrtümern gehört auch die Lehre, daß „die Abschaffung der weltlichen Herrschaft, die der apostolische Stuhl besitzt, zur Freiheit und Wohlfahrt der Kirche im höchsten Maße beitragen werde". Gerade diese Frage begann jetzt spruchreif zu werden, freilich nicht in Pius' Sinn.

Schon in Gaëta hatte der Papst das Staatssekretariat Giacomo Antonelli übertragen, der in seinem Märzministerium den Vorsitz geführt hatte und wie die anderen Minister zurückgetreten war, als Pius sich des Bündnisses mit Sardinien weigerte. Der einer Familie zweifelhaften Rufes im Räubernest Sonnino entstammende, von Skrupeln nicht geplagte Mann erkannte die Zeichen der Zeit und folgte seinem päpstlichen Herrn in's Lager der Reaktion. Nun regierte er im Kirchenstaat und ließ den Papst nur Einblick gewinnen, wo und wie es ihm gut schien. Sein Polizeiregiment und seine unreinliche Verwaltung steigerten die revolutionäre Stimmung, die eben damals aus den italienischen Ereignissen neue Nahrung sog.

Wir verfolgen den Gang der Nemesis. Dem durch den Grafen Cavour zu Plombières vermittelten Bündnis zwischen Viktor Emanuel und Napoleon III. folgt der Krieg Frankreichs und Sardiniens mit Österreich. In wenigen Monaten geht die Lombardei dem Kaiserstaat verloren, rasch wird der noch im Züricher Frieden (10. Nov. 1859) in Aussicht genommene Plan eines italienischen Staatenbundes unter dem Ehrenvorsitz des Papstes überholt: die sardinischen Truppen rücken in Toskana Parma und, vom Jubel einer aufständischen Bevölkerung begrüßt, auch in der Romagna ein, Garibaldis Freischaren zerschlagen das Königtum Neapel, und Viktor Emanuel

wird (17. März 1861) zum König von Italien ausgerufen. Der Papstkönig (il papa re) aber sieht sich auf ein Drittteil seines bisherigen Besitzes beschränkt, auch hier nicht sicher, ob nicht sein letztes Stündlein schlagen wird. In zahlreichen Broschüren wird die Frage erörtert, ob seiner Herrschaft nicht besser ein Ende gemacht werde. Wie kann, meint Lagueronnière, das Oberhaupt der Kirche, die Ketzer exkommuniziert, und das Oberhaupt eines Staates, der die Gewissensfreiheit hochhalten soll, ein und dieselbe Person sein? Man garantiere dem Papst Rom und das Erbe Petri, zahle ihm ein beträchtliches Ehren- und Schutzgeld, damit er frei dastehe als das Oberhaupt von 200 Millionen Katholiken, aber man nehme ihm die Staatshoheit. Andere raten ihm, Rom zu verlassen und Avignon, Malta, Bamberg, ja Jerusalem zum Sitz zu nehmen. Wieder andere träumen noch von Reformen oder nehmen den Gedanken Cavours auf von der freien Kirche im freien Staat.

Pius hört nichts von alledem. Weltliche Hilfe hat versagt, vielleicht ist ihm der Himmel gnädig. Pfingsten 1862 versammelt er seine Kardinäle und hunderte von Bischöfen zu einer Protestversammlung: einmütig erklären sie, daß an des Papstes weltlicher Herrschaft nicht gerüttelt werden dürfe. Die 26 Märtyrer, die einst (1597) der großen Verfolgung in Japan zum Opfer gefallen waren, spricht Pius heilig und erklärt in seiner Anrede an die Kardinäle, daß er hoffe, damit neue Fürsprecher bei Gott zu erlangen. Frankreich und Italien läßt das kühl. Napoleon drängt dem Papste seinen Schutz auf, und französische Truppen besetzen das von Garibaldi bedrohte Rom. In der Septemberkonvention von 1864 erklärt sich der Kaiser Viktor Emanuel gegenüber bereit, seine Soldaten binnen zwei Jahren zurückzuziehen, wenn der König Rom behüten will. Der Papst wird dabei nicht befragt. Da bricht der deutsche Krieg aus, Österreich liegt am Boden, das Preußen verbündete Italien gewinnt Venedig, Garibaldi zieht von neuem gegen Rom und wird noch einmal mit französischer Hilfe abgeschlagen. Aber auch Frankreichs Stern erbleicht. Die Siege der deutschen Waffen in den Sommermonaten von 1870

entbinden Italien von der Rücksicht auf den Imperator und am 20. September weht auf der Höhe des Kapitols die grün-weiß-rote Fahne. Nur wenige Stimmen erklären sich bei der Volksabstimmung vom 2. Oktober gegen die Einverleibung Roms in Italien, und am 2. Juni 1871 konnte der König in seine neue Hauptstadt einziehen. Damals war das Garantiegesetz bereits erlassen (13. Mai), das dem Papste volle Freiheit in der Ausübung seiner geistlichen Herrschaftsrechte, eine reiche Zivilliste und die freie Verfügung über den Vatikan, den Lateran und Castel-Gandolfo am Albanersee zusicherte. Für Pius war das Gesetz nicht vorhanden; er zog es vor, die Rolle des Gefangenen im Vatikan zu spielen.

Eben der Vatikan aber war zur selben Zeit, als das Papstkönigtum zusammenbrach, der Schauplatz höchsten kirchlichen Triumphes gewesen. Zwei Tage vor Veröffentlichung der Enzyklika Quanta cura hatte Pius seinen Kardinälen zum ersten Male Nachricht gegeben, daß er beabsichtige, für die außerordentlichen Bedürfnisse der Kirche das außerordentliche Mittel der Berufung eines allgemeinen Konzils in Anwendung zu bringen. Man streitet darüber, wer ihm den Gedanken eingeblasen habe. Es ist sehr wohl möglich, daß er selbst darauf verfallen ist. Kein Zweifel aber kann für den, der sich der Auslassungen der „Civiltà cattolica" erinnert, darüber bestehen, daß, trotzdem ein bestimmter Verhandlungsgegenstand nicht genannt war, unter den „außerordentlichen Bedürfnissen" nur die dogmatische Festlegung des päpstlichen Universalepiskopates und der Lehrunfehlbarkeit im Sinn der Enzyklika und des Syllabus verstanden sein konnte. Die Ankündigung eines Konzils überraschte allgemein und rief die mannigfachsten Erörterungen hervor. Sehr bald zeigte sich auch, daß die infallibilistische Partei auf starken Widerspruch gefaßt sein mußte: in England, Frankreich und nicht zuletzt in Deutschland, wo Döllinger der geistige Führer ward, setzten sich zahlreiche Federn in Bewegung, um vor dem Ungeheuerlichen zu warnen, das Rom im Schilde führe.

Selbstverständlich sagte die Bulle Aeterni Patris

Unigenitus (des ewigen Vaters eingeborener [Sohn]), mit der das Konzil am Peterpaulstag 1868 auf den 8. Dezember 1869 einberufen wurde, nichts von solchen Dogmatisierungsgelüsten, sondern erging sich in allgemeinen Ausdrücken über das, was „in diesen traurigen Zeiten mit Beziehung auf die Ehre Gottes und die Unversehrtheit des Glaubens, die Schönheit des Gottesdienstes und das ewige Heil der Menschen, die Zucht und Bildung des Welt- und Ordensklerus, die Beobachtung der Kirchengesetze und die Verbesserung der Sitten, die Erziehung der christlichen Jugend, den Frieden und die Eintracht aller sorgfältig zu prüfen und festzusetzen" sei. Als „erster und mit der höchsten Vollmacht ausgestatteter Hirt" hielt es der Papst auch für seine Pflicht, die Berufung des Konzils den Schismatikern und Häretikern bekannt zu geben. So kamen auch die Protestanten zu der Ehre, in besonderem Schreiben ermahnt zu werden, „mit Ernst darüber nachzudenken, ob sie sich auf dem von Christus dem Herrn uns angewiesenen Wege befänden, und den Herrn der Erbarmungen zu bitten, sie in den Schoß der heiligen Mutter zurückzuführen".

„Alles war vorbereitet, nichts fehlte", schreibt Perrone in seiner Broschüre über die Definition der Unfehlbarkeit. Und doch ist im Gedächtnis noch vieler Lebenden, welcher ungeheuren Anstrengungen es bedurfte, um die Opposition auf dem Konzil zu ersticken, die in hellen Flammen aufschlug, als nach wenigen Wochen bereits ganz deutlich wurde, worauf der Papst und seine Paladine abzielten. Man darf nicht vergessen, daß sich diese Opposition aus den geistig kräftigsten Bischöfen zusammensetzte, und daß hinter diesen Bischöfen die Katholiken aller geistig führenden Länder standen. Andererseits spottete man über die Spanier, sie würden's auch glauben, wenn man ihnen vorredete, die heilige Dreieinigkeit bestünde aus vier Personen; und die Hunderte von Italienern waren ohnehin von vorne herein auf den Papalismus eingeschworen. Das allgemeine Stimmrecht sorgte auch hier dafür, daß man die Stimmen nicht zu wägen brauchte. Monatelang wogte der Kampf. Die Lage der Opposition wurde kritisch: sie konnte sich nicht mehr verhehlen,

daß sie sich zu dem persönlichen Wunsch des Papstes in Widerspruch setze, der jetzt offen sagte, daß er in sich die Tradition verkörpert sehe. Es verdient die höchste Achtung, daß die Bischöfe bei ihrem Widerspruch bis zuletzt beharrten; Kettelers Fußfall wird immer eine denkwürdige Episode bleiben. Daß sie ihr Non placet dem heiligen Vater in einer Sache, die ihn so nahe anging, ins Angesicht rufen sollten, das wird niemand, der weiß, was Katholizismus ist, von katholischen Bischöfen verlangen wollen. Sie handelten nicht nur korrekt, sondern aus Überzeugung, wenn sie vor der entscheidenden Sitzung Urlaub nahmen.

Am 18. Juli 1870, Tags bevor Frankreich an Preußen die Kriegserklärung gelangen ließ, erklärte sich Pius durch Verlesung der Konstitution Pastor aeternus (der ewige Hirte) zum absoluten Herrn der Kirche und seine Lehrausprüche für unfehlbar. 535 Prälaten assistierten der feierlichen Handlung; nur zwei unbekannte Bischöfe wagten mit Nein zu stimmen. Die Konstitution handelt in vier Kapiteln zuerst vom Primat des Apostels Petrus, sodann von der Fortdauer dieses Primats in den römischen Bischöfen, legt die Art des Primates im Sinn der ordentlichen und unmittelbaren Gewalt über die Kirche, unbeschadet der bischöflichen Rechte, fest und wendet sich endlich zur päpstlichen Lehrgewalt. Der entscheidende Passus lautet:

„In treuem Anschluß an die von den Anfängen des christlichen Glaubens ererbte Überlieferung, zum Ruhme Gottes, unseres Heilandes, zur Erhöhung der katholischen Religion und zum Heil der christlichen Völker, unter Zustimmung des heiligen Konzils, lehren und erklären wir als von Gott geoffenbartes Dogma: daß der römische Papst, wenn er von seinem Lehrstuhl aus (ex cathedra) spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Autorität, eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der gesamten Kirche festzuhalten entscheidet, vermöge des göttlichen, ihm im heiligen Petrus versprochenen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit vollausgerüstet ist, womit der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer auf den Glauben oder auf die Sitten sich beziehenden Lehre ausgestattet wissen wollte; und daß daher derartige Entscheidungen des römischen Papstes aus sich selbst, nicht aber zufolge Zustimmung der Kirche unabänderlich sind. Wenn aber jemand, was Gott

verhüte, sich vermessen sollte, dieser unserer Definition zu widersprechen, so sei er verflucht."

An dieser Definition ist vornehmlich zu beachten, daß als unfehlbar nur solche Kathedralsprüche des Papstes zu gelten haben, die sich auf Glauben und Sitten beziehen, und diese nur dann, wenn sie unter Verfluchung der Andersmeinenden der ganzen Kirche gelten. Darin liegt beschlossen, daß das von den Jesuiten vertretene und vom Papst in der Enzyklika von 1864 deutlich ausgesprochene Programm nur teilweise zur Ausführung gekommen ist. Die Enzyklika hatte auch den Widerspruch gegen päpstliche Entscheidungen in Rechts- und Disziplinarfragen als Sünde und Beeinträchtigung des katholischen Bekenntnisses bezeichnet, und der Syllabus hatte gerade von diesen Fragen ausgiebig gehandelt. Die Dogmatisierung des Syllabus war denn auch in einem Artikel der Civiltà Cattolica nicht lange vor Zusammentritt des Konzils unter den mutmaßlichen Verhandlungsgegenständen genannt und dieser Plan war von der Kurie gutgeheißen worden. Daß es dazu nicht kam und bis zum heutigen Tag nicht gekommen ist, bleibt eine empfindliche Lücke in dem System, das auf dem Konzil im übrigen zu so glänzendem Siege gelangte. Auch in der vatikanischen Konstitution werden die Worte: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe" angeführt und daraus die Übertragung der „Gerechtsame des höchsten Hirten und Herrn über die ganze Herde" auf Simon Petrus und seine Nachfolger abgeleitet. Aber die Sätze der Konstitution halten sich überall in den Grenzen der geistlichen Gewalt, und Folgerungen im Sinne der mittelalterlichen Papsttheorie können daraus höchstens vermittelst des Umwegs über Bellarmin und seine Lehre von der indirekten Herrschaft des Papstes auch in weltlichen Dingen gezogen werden. Indirekte Folgerungen eignen sich aber schlecht zur Dogmatisierung. Zieht man endlich in Rechnung, daß wenige Wochen nach der Definition der Unfehlbarkeit und des Universalepiskopats das italienische Papstkönigtum zu Grabe getragen wurde, so ist die Behauptung nicht zu kühn, daß gerade die vatikanischen Dekrete die wirksamste Schranke gegen Übergriffe des

Papsttums auf das weltliche Gebiet bedeuten. „Weide meine Schafe“ aber bleibt die Losung.

14. Die Zukunft im Lichte der Gegenwart.

Mit der Verherrlichung Pius IX. im Vatikan und dem Einzug Viktor Emanuels in den Quirinal schließt die Geschichte des Papsttums. Was folgt, gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart an. Läßt es aus diesem Grunde eine geschichtliche Darstellung nicht zu, so entzieht es sich doch nicht einer kritischen Betrachtung. Diese ist vielmehr notwendig, wenn anders der Satz, daß wir Geschichte treiben, um aus der Geschichte zu lernen, auch hier zu seinem Rechte kommen soll. Auch einen fragenden Blick in die Zukunft zu werfen, wird uns dabei nicht verwehrt sein dürfen.

Bei solcher Umschau gewahrt das Auge zunächst den gewaltigen Zuwachs an Macht und Ansehen, den das Papsttum nach 1870 erfahren hat. Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß das Geschlecht, das um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine Erziehung genossen hat, erst jetzt zur vollen Auswirkung gelangte. Was sich im Gegenschlag gegen die aufklärerische und die revolutionäre Gedankenwelt in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts vorbereitet hatte und dann in die Gemüter der katholischen Jugend als ein kostbares Gut eingesenkt und darin großgezogen wurde, die papalistische Stimmung, das kam nun zur Entfaltung. Den deutlichsten Beweis dafür bildet die Aufnahme der vatikanischen Beschlüsse in den einzelnen Ländern. Sie vollzog sich nicht ohne kräftigen Widerspruch, der sich vielerorts bis zur Widersetzlichkeit steigerte: aber selbst die altkatholische Bewegung hat sich in so bescheidenen Grenzen gehalten, daß von einer nennenswerten Schädigung des römischen Katholizismus dabei nicht die Rede sein kann.

Insbesondere in Deutschland hat ein Aufschwung des Romanismus stattgefunden, wie wir ihn seit den Zeiten der Gegenreformation nicht mehr erlebt hatten. Ihm ist die Entstehung der Zentrumspartei auf Rechnung zu setzen, die wiederum den preußisch-deutschen Kirchenstreit

hervorrief, den Kulturkampf, wie man ihn mit anscheinend unzutreffendem und doch den innersten Kern des Gegensatzes bezeichnenden Namen genannt hat. Man kann darüber im Zweifel sein, ob Bismarcks Politik in der Behandlung der innerkatholischen Fragen überall das Richtige getroffen hat. Darüber aber ist kein Zweifel möglich, daß jeder Satz seiner großen Kampfreden von tiefstem Verständnis für das eigentliche Wesen der vom Papstgedanken inspirierten Partei zeugt, die er mit einem seiner Kernworte als Breschbatterie gegen den Staat bezeichnet hat, von tiefstem Verständnis aber auch für das Wesen des Papsttums als „einer politischen Macht, die mit der größten Entschiedenheit und mit dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen, die diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat". In der Rede, mit der er am 10. März 1873 in die Debatte des preußischen Herrenhauses über die Falkschen Gesetze eingriff, hat er den „uralten Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum" unübertrefflich klargelegt und an dem Verhältnis von Kaisertum und Papsttum im Mittelalter erläutert. Jedem, so führte er damals aus, der einen oberflächlichen Einblick in die Weltgeschichte hat, sei aus hundertmal erwähnten und kritisierten Aktenstücken bekannt, daß jener Kampf zu beurteilen sei wie jeder andere: „er hat seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltpunkte, er hat seine Waffenstillstände". Es wird dennoch ein dunkler Punkt in der Geschichte des neuen Reiches bleiben, daß sein Gründer durch die Rücksichtnahme auf die unter veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen unentbehrlich gewordene katholische Partei gezwungen wurde, von seiner geschichtlichen Erkenntnis Gebrauch zu machen. Auch Bismarck mußte mit dem Papste Frieden schließen.

In seiner Kanossarede vom 14. Mai 1872 hatte der Kanzler die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung diplomatischen Verkehrs mit dem päpstlichen Stuhl aus der Zwangslage begründet, in der sich das Reich befinde, um der „für einen auswärtigen Souverän so ungewöhnlich umfangreichen Einflüsse" willen, die „das Oberhaupt der katholischen Kirche in Deutschland ausübe". Die

gegen die einfachsten Grundsätze staatsmännischer Höflichkeit verstoßende Art Pius' IX. war nicht geeignet, diesen Verkehr zu erleichtern: weder die Zurückweisung Hohenlohes als preußischen Vertreters bei der Kurie, noch der arrogante Brief an Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873 mit der kühnen Behauptung, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, in irgend einer Weise dem Papst angehöre, noch endlich der mit dem apostolischen Hirtenamt begründete Übergriff in die Staatsrechte, den sich der Papst durch die Ungültigkeitserklärung der preußischen Kampfgesetze in der Enzyklika Quod numquam (Was niemals) vom 5. Febr. 1875 erlaubte. Erst, als Pius am 7. Februar 1878 gestorben war, 85 Jahre alt – der erste Papst, der die traditionellen 25 Bischofsjahre des Petrus überdauert hat –, taten sich neue Möglichkeiten auf.

Gioacchino Vincenzo Graf Pecci, geboren am 2. März 1810 zu Carpineto bei Anagni, wurde als Leo XIII. am 20. Februar 1878 zum Papst gewählt. Er hatte nicht zu den Günstlingen seines Vorgängers gehört. Erst 1876, nach dem Tode Antonellis, der ihm von Anfang an feindlich im Wege gestanden hatte, war der Kardinal aus dem kleinen Bistum Perugia nach Rom berufen worden. Pecci hatte unter den ersten Zöglingen des Collegium Romanum in seiner neuen jesuitischen Periode gesessen und seine kleine Bibliothek nach den Ratschlägen des Pater Roothaan zusammengestellt. Er war ein eifriger Leser: Thomas von Aquino tat es ihm an, bald auch Benedikt XIV., über dessen Werken ihm zum ersten Male der Gedanke kam, daß man die neue Welt nicht überwinden könne, wenn man nicht auf sie eingehe. Das Ideal seiner Kirchenpolitik erkannte er in Leo XII., nach dem er sich als Papst genannt hat. Er lernte, sich in Zeit und Ort zu schicken: als Perugia dem Königreich Italien einverleibt worden war, hat Pecci sich auf guten Fuß mit der neuen Regierung zu stellen gewußt. Seine Wahl zum Papst erwies sich als die denkbar glücklichste. Noch ein Vierteljahrhundert war ihm vergönnt, um als Herr der Kirche seine ungewöhnliche diplomatische Gewandtheit, sein bedeutendes Verwaltungsgeschick und die Weite seines Horizontes glänzend betätigen zu können.

Die zahlreichen Rundschreiben, in denen der Papst der katholischen Welt seine Anweisungen gab, zeugen von der Universalität, mit der er alle aus seinem apostolischen Amt nur irgend abzuleitenden Themata anfaßte und erörterte:

Die Gefahren des Sozialismus, die Arbeiterfrage und die christliche Demokratie.	Quod apostolici, 28. Dez. 1878 Rerum novarum, 15. Mai 1891 Graves de communi, 18. Jan. 1901
Der Ursprung der bürgerlichen Gewalt, die christliche Staatsordnung, Freiheit und Gesetz und die Pflichten christl. Bürger.	Diuturnum illud, 29. Juni 1881 Immortale dei, 1. Novbr. 1885 Libertas, 20. Juni 1888 Sapientiae christianae, 10. Jan. 1890
Die Erneuerung der Wissenschaft, das Studium der Schrift und der Religionsunterricht.	Aeterni patris, 4. Aug. 1879 Providentissimus deus, 18. Nov. 1893 Militantis ecclesiae, 1. Aug. 1897
Der göttliche Erlöser, der heilige Geist und das Altarsakrament.	Tametsi futura, 1. Nov. 1900 Divinum illud, 9. Mai 1897 Mirae caritatis, 28. Mai 1902
Die Mission und die Missionare Cyrill und Methodius.	Sancta dei, 3. Dez. 1880 Grande munus, 30. Sept. 1880
Die Kirche als Mutter der Zivilisation, die Einheit der Kirche und die Vereinigung im Glauben.	Inscrutabili dei, 21. April 1878 Satis cognitum, 29. Juni 1896 Praeclara gratulationis, 20. Juni 1894
Die christliche Ehe und das christliche Leben.	Arcanum illud, 10. Febr. 1880 Exeunte jam, 25. Dez. 1888.

Dazu kommen noch die Auslassungen über die Marienverehrung, den Rosenkranz, das Herz Jesu und andere Angelegenheiten des katholischen Kultus und Vereinswesens, dazu endlich zahlreiche Schreiben an die Bischöfe und die Gläubigen der einzelnen Länder. Das alles wird mit bewunderungswürdiger Sicherheit und einem formalen Geschick behandelt, das die Lektüre zum Genuß macht. Freilich würde man einen neuen Gedanken auch mit der Lupe nicht finden. Aber wer wird ihn denn suchen in den Kundgebungen eines Mannes, der

seinen Ruhm darin sah, der Träger ältester Überlieferung zu sein? Wer glauben möchte, daß Leo an irgend einem Punkte von der Auffassung seiner Vorgänger grundsätzlich hätte abweichen können, der hat die Geschichte des Papsttums umsonst gelesen.

Freilich ist an der viel gehörten Rede vom „Friedenspapst" etwas Richtiges. Weit mehr als seine Vorgänger ist Leo, hierin Consalvi vergleichbar, darauf bedacht gewesen, der Ungunst der Verhältnisse Rechnung zu tragen, Unmögliches aus seinen Plänen auszuscheiden und dem Erreichbaren mit kluger Berechnung näher zu kommen. Sein Programm gab er in einem Brief an seinen Staatssekretär Nina kund, der den vor der Zeit dahingerafften Franchi schon im August 1878 zu ersetzen hatte: es gelte, inmitten der modernen Gesellschaft der Kirche und dem Papsttum seinen Platz zu erobern, die Vorurteile der Völker gegen die Kirche zu zerstreuen und die Anklagen wider sie auszufegen. Ein solches Programm setzte keine geringe Selbstverleugnung und ein großes Maß von Anpassungsfähigkeit voraus. Leo hat bewiesen, daß er diese Eigenschaften in hohem Grade besaß. Wie Honigseim flossen die Worte von seinen Lippen. Sein Meisterstück hat er in der Enzyklika Präclara gratulationis vom 20. Juni 1894 geliefert, in der er im Überschwang seines Dankgefühls für die ihm kurz zuvor anläßlich seines Priesterjubiläums erwiesenen Kundgebungen und Glückwünsche „allen Fürsten und Völkern der Erde Gruß und Frieden im Herrn" entbot. Als „Stellvertreter des allmächtigen Gottes hier auf Erden" umspannt der Papst alle mit der gleichen Liebe und hat nur den einen Wunsch, daß die Zeiten nicht fern sein mögen, wo sich die Worte Jesu im hoheprieſterlichen Gebet erfüllen: „Ich bitte, daß alle eins seien, wie du Vater in mir bist und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien", und wo die Verheißung wahr wird: „Es wird nur ein Hirt und eine Herde sein". Wahrhaft väterlich waltet er schon jetzt dieses Hirtenamtes. Seine Feder ist „in Wohlwollen, Liebe und Sehnsucht getaucht". Sind doch Protestanten wie orientalische Katholiken nur verirrte Schafe! Der griechische Patriarch freilich hatte für solche Friedenstöne taube Ohren und

beſchuldigte die päpſtliche Kirche in harten Worten des Hochmuts, weil ſie in ihren Neuerungen verharre und dem heiligen Ziel der Wiedervereinigung der Kirchen im Wege ſtehe. Die Proteſtanten vollends hatten keine Veranlaſſung, über Schmeichelworten zu vergeſſen, daß derſelbe Papſt in der Enzyklika Sancta Dei (3. Dez. 1880) die evangeliſchen Miſſionare als die Sendboten des Fürſten der Finſternis bezeichnet hatte.

Die Regierungen ſuchte Leo von der Notwendigkeit des Zuſammengehens von Staat und Kirche zu überzeugen, und den Völkern predigte er immer von neuem die Notwendigkeit der Unterordnung unter die von Gott geordnete Gewalt. Mit blendender Sophiſtik iſt das beſonders in der Enzyklika Diuturnum illud (29. Juni 1881) geſchehen, in der der göttliche Urſprung der Staatsgewalt dargelegt iſt. Ein aufmerkſamer Leſer wird ſich freilich nicht täuſchen laſſen: aus jeder Zeile ſpricht auch hier die Ueberzeugung von der Überordnung der Kirche über den Staat nach dem ſo oft mißbrauchten Grundſatz: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen“. Und wie weit Leo die Grenzen des Gehorſams gegen die Kirche, beſonders gegen den apoſtoliſchen Stuhl, geſteckt hat, davon legt die Enzyklika Sapientiae chriſtianae (10. Jan. 1890) über die Pflichten der chriſtlichen Bürger ein deutlich redendes Zeugnis ab. Daß es dem Papſte Ernſt geweſen iſt mit ſeinem Beſtreben, den Staaten die Furcht vor Übergriffen der Kirche zu nehmen, braucht darum nicht geleugnet zu werden.

Italien gegenüber befand er ſich in beſonders ſchwieriger Lage. Bei einem Papſt, der unter Leo XII. und Gregor XVI. großgeworden war und der die Ära Pius' IX. in der Vollkraft der Mannesjahre durchlebt hatte, war Anerkennung der unter dem Königreich für das Papſttum geſchaffenen Verhältniſſe, insbeſondere des Garantiegeſetzes, völlig ausgeſchloſſen. Es iſt auf ſeinem Standpunkt ſchon aller Ehren wert, daß Leo ſich mit dem Gedanken trug, nach Giobertis Muſter einen italieniſchen Bundesſtaat herbeizuführen, dem er ſelbſt als Landesherr von Rom und Mittelitalien beizutreten gedachte. Da er für dieſen Plan weder bei Italien noch auswärts Gegenliebe

fand, so mußte er sich damit begnügen, durch Kräftigung der klerikalen Organisation und nachhaltige Bearbeitung der Laienschaft einem etwa in der Zukunft erfolgenden Umschwung der Meinungen vorzuarbeiten.

Nächst Italien nahm anfänglich Deutschland seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. So paradox es klingt, so ist es doch wahr, daß Leo dem deutschen Reich und seinem großen Staatsmann aufrichtige Bewunderung entgegenbrachte, die sich auf den Eindruck gründete, daß hier unter protestantischer Führung in politischer und sozialer Hinsicht etwas geleistet wurde, wovon auch ein Papst lernen konnte und wovon Leo tatsächlich gelernt hat. Die Wünsche für Deutschlands Macht und Größe, die er in seinem 1885 an Bismarck gerichteten Dankschreiben für die Übertragung des Schiedsrichteramtes in der Karolinenfrage mit warmer Beredsamkeit zum Ausdruck brachte und durch Verleihung seines Ordens an den ketzerischen Kanzler bekräftigte, erwuchsen aus ehrlicher Überzeugung. Auch war es ihm wirklich um die Beilegung des kirchenpolitischen Kampfes zu tun, und man kann von dem 1887 geschlossenen Frieden nicht sagen, daß er die Interessen des Reiches gefährdet hätte. Persönliches Wohlwollen stand auch hinter der Ermahnung an die deutschen Katholiken zu regierungsfreundlicher Haltung in der Septennatsfrage (21. Jan. 1887), in der die Zentrumspartei eine Überschreitung päpstlicher Machtvollkommenheit erblickte, während der Papst sein Eingreifen durch die kühne Argumentation zu rechtfertigen suchte, daß auch mit dieser Frage Beziehungen religiöser und moralischer Art verknüpft seien.

Die dem Papst durch das vatikanische Dekret gezogene Schranke erwies sich auch bei der Behandlung der französischen Katholiken als hinderlich. Von Anfang an war Leo darauf bedacht, sich durch rückhaltlose Anerkennung der Republik als der von Gott für das gegenwärtige Frankreich bestimmten Verfassungsform das Vertrauen der Regierung zu erwerben, und die Erhaltung dieses Vertrauens wurde zur Lebensfrage seiner Politik, als die durch den Dreibund (1883) besiegelte Annäherung Italiens an Deutschland ihm den Weg zum Erfolge

verſperrte. Aber er hatte kein Glück: die überzeugten Katholiken, voran der Klerus, lehnten es ab, der Republik Heeresfolge zu leiſten, und blieben renitent, trotzdem Leo und der treue Lavigerie ihre Ausſöhnungsverſuche unerſchrocken fortſetzten. Und eine noch viel empfindlichere Schlappe verdankte der Papſt dem Aberglauben dieſer Katholiken, freilich auch ſeinem eigenen, als der kecke Leo Taxil das päpſtliche Wort von der Freimaurerei als der Synagoge des Satans zum Leitmotiv eines geiſtreichen literariſchen Schwindels machte, den ganzen Teufelsſpuk vergangener Zeiten heraufbeſchwor und durch mehr als ein Jahrzehnt Papſt und Kirche in draſtiſcher Weiſe narrte.

Nicht ohne Sorge verfolgte Leo auch den mächtig aufſtrebenden nordamerikaniſchen Katholizismus. Darüber, daß die von den europäiſchen ſo gänzlich abweichenden Verfaſſungsverhältniſſe der Vereinigten Staaten die Trennung von Staat und Kirche in einer anderen als der ihm gewohnten Beleuchtung erſcheinen ließen, war er ſich nicht im Unklaren und darum auch bereit, den ſich auf dieſe Erkenntnis gründenden Vorſchlägen der Biſchöfe Gehör zu geben. Aber die Gefahr einer Abrückung des amerikaniſchen Katholizismus vom Zentrum in Rom erſchien ihm größer als die von der kirchlichen Selbſtverwaltung und dem reſtloſen Eingehen auf die moderne Kultur zu erwartenden Vorteile, und ſo verwarf er den ſogenannten Amerikanismus (22. Jan. 1899).

Das Verhalten Leos zur amerikaniſchen Frage zeigt mit beſonderer Deutlichkeit, daß ſelbſt ein ſo kluger und weitblickender Papſt es nicht vermocht hat, ſich in den Forderungen einer neuen Zeit zurechtzufinden. Aber dieſes Urteil gilt doch überall. Trotz redlichen Bemühens iſt der Papſt über die alte Weisheit, daß die Kirche die Menſchen gängeln ſoll, nicht hinausgekommen; das Rundſchreiben über die Arbeiterfrage (Rerum novarum, 15. Mai 1891) iſt der beſte Beleg dafür. Die Gelehrten preiſen ſein Andenken, weil er „in weiſer Erkenntnis, daß nichts der Kirche mehr nützen kann als die ganze Wahrheit, die Schätze ſeines Archivs mit einer Liberalität geöffnet hat, die anderswo ſelten erreicht, nirgends übertroffen

worden ist". Aber in seiner Thomas-Enzyklika (Aeterni patris, 4. Aug. 1878) hat Leo befohlen, „die goldene Weisheit" des Aquinaten „zum Schutz und Schmuck der katholischen Lehre, zum Besten der Gesellschaft, zum Wachstum aller Wissenschaften wieder einzuführen und soweit als möglich zu verbreiten". Mittelalterliche Luft weht uns aus allen seinen Kundgebungen entgegen; nur in ihr fühlte der Papst sich wohl, das scharfe Klima der Neuzeit war nichts für ihn.

Der einzigartige Zauber, der von der Person des alten Papstes ausging, ist ohne Zweifel geeignet, das Urteil über seine weltgeschichtliche Bedeutung zu günstig zu beeinflussen. Tausende und Abertausende, Fromme und Unfromme, Gläubige und Ungläubige haben aus der Zeit seiner Jubiläen, die für ihn wie für so manchen Greis das Elixir bedeuteten, unauslöschliche Eindrücke heimgenommen von seinem gütigen Auge und seinem gewinnenden Lächeln. Angesichts dieser feinen Gestalt im weißen Gewande, die da durch eine jauchzende oder in Andacht versunkene Menge hindurch getragen wurde, mochte auch denen, die „ferne von der Braut Christi in der Irre schweifen" oder gar „vom Pesthauch des Unglaubens angesteckt sind", sich die Erinnerung an die Worte aufdrängen: „Meine Schafe hören meine Stimme", und an die anderen: „Ich habe noch andere Schafe, auch die muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Herde und Ein Hirte werden". Man muß Leos umfassendstes Kundschreiben, die große Abhandlung über die Einheit der Kirche (Satis cognitum vom 29. Juni 1896), in Ruhe lesen, um den vollen Eindruck zu gewinnen, was diese Worte des johanneischen Christus für ihn bedeuteten, der sich als den gottgeordneten Stellvertreter Christi und den Nachfolger seines Apostels wußte.

Über die Zukunft des Papsttums wird viel geredet und geschrieben. Der Widerspruch zwischen der Idee und ihrer Durchführung in der Welt liegt zu deutlich vor Augen, als daß man nicht bestrebt sein sollte, nach einem Ausgleich zu suchen. Dabei möchte man zwischen dem religiösen, dem politischen und dem königlichen Papst-

tum unterscheiden; vom königlichen meint man, daß es dahingeschwunden, von dem politischen, daß es zum Untergang bestimmt sei, und nur dem religiösen Papsttum weissagt man noch ein Weiterleben. Es fragt sich doch, ob dabei nicht Unzertrennliches auseinandergerissen wird, und ob nicht auch der Papst ein dreifaches Amt hat wie der Christus der protestantischen Dogmatik. Daß es mit der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende hat, ist freilich selbst besonnenen Katholiken nicht verborgen. Aber daraus folgt nicht, daß auch der Begriff des Papstkönigtums sich aufgelöst hat, für den jene Herrschaft doch nur ein im Lauf der Geschichte zugewachsenes Anhängsel bedeutet. Religion und Politik vollends gehören für das Papsttum unlöslich zu einander. Daß Pius der Fromme auf Leo den Weisen gefolgt ist, beweist nichts dagegen. Die Geister der großen Päpste gehen noch heute um, und sie werden umgehen, so lange es eine katholische Kirche gibt. Von dieser aber schrieb Macaulay in Fortsetzung der zu Eingang unserer Darstellung angeführten Worte:

„Sie hat den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Einrichtungen, die die Welt kennt, gesehen, und wir sind keineswegs sicher, daß sie nicht auch ihrer aller Ende zu sehen bestimmt ist. Sie war groß und angesehen, als noch kein angelsächsischer Fuß englischen Boden betreten hatte, sie war es, bevor die Franken über den Rhein gezogen waren, als noch griechische Beredsamkeit in Antiochien blühte und in den Tempeln von Mekka Götzenbilder verehrt wurden. Und sie wird vermutlich noch dastehen in ungeschwächter Kraft, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland, inmitten ungeheurer Einsamkeit, auf einem zerbrochenen Pfeiler der Themsebrücke Posten fassen wird, um die Ruinen von Sankt Paul zu zeichnen."

Diese Weissagung auf die unerschöpfliche Zukunft der Kirche und des mit ihr unzertrennlich verbundenen Papsttums besticht nicht nur durch ihre geistreiche Form. Sie ist zu verstehen aus dem unabweisbaren Drange der menschlichen Seele, im Fluß der Geschichte wenigstens ein Festes, ein Dauerndes, ein Ewiges zu sehen und zu fassen. Darin liegt ihre Bedeutung, denn aus den Menschenseelen und ihren Bedürfnissen erwächst ja die Geschichte. Und doch ist auch sie nur ein Ausfluß menschlicher Betrachtung. Der englische Historiker und die vielen, die so urteilen wie er, nehmen unter religiösem, oder

auch nur romantischem, seelischem Zwang kurzsichtigen Auges das Lebenskräftigste, das die Menschheit bis zur Stunde kennt, für das Ewige. Aber was bedeutet selbst in dem Zeitraum der Geschichte, den wir zu überblicken vermögen, die Spanne von zweitausend Jahren?

Noch einmal schweift unser Blick zurück in die Vergangenheit. Wir haben auch die Kirche werden sehen und mit ihr das Papsttum. Es war eine Zeit, da gab es weder die eine noch das andere. Das war die Zeit, als Jesus in Galiläa wanderte mit seinen Jüngern, und auf seine Frage Petrus für sie alle antwortete: „Du bist der Gesalbte Gottes“ (Ev. Luk. 9, 20). Damals dachte Jesus nicht an Kirche und Papsttum, wohl aber daran, daß des Menschen Sohn viel leiden müsse. Damals sagte er seinen Jüngern ein Gleichnis über alles, was sich in dieser Welt auf bleibenden Bestand und unerschöpfliche Zukunft einrichtet, und sprach von dem reichen Manne. Des Feld hatte wohl getragen; und er brach seine Scheunen ab und baute größere und sprach zu seiner Seele: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und sei gutes Muts. Aber Gott sprach zu ihm: Du Tor, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird's sein, das du bereitet hast?“ Das ist eine Weisfagung, von der alles Zeitliche abgestreift ist. Sie wird sich auch am Papsttum erfüllen.